

**LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN**

Department für Kulturwissenschaften und Altertumskunde  
Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie

**Münchens Zentrum urbanen Lebens?  
Raumwahrnehmungen und -abgrenzungen im  
Südlichen Bahnhofsviertel**

Hausarbeit zur Erlangung des akademischen Grades  
Magister Artium (M.A.)

Vorgelegt von Anna-Lina Marie Häußermann

München, März 2011

Erstbetreuer: Prof. Dr. Johannes Moser  
Zweitbetreuerin: Prof. Dr. Irene Götz

# Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung.....</b>	<b>4</b>
<b>2. Feldannäherungen und erste Kontakte zum Feld.....</b>	<b>5</b>
2.1 „Der reinste urbane Wildwuchs“?.....	5
2.2 Raumwahrnehmungen.....	12
<b>3. Feldzugänge: Vorgehen, Methoden und Quellen.....</b>	<b>19</b>
3.1 Wahrnehmungsspaziergänge und Beobachtungen im Raum.....	19
3.2 Verunsicherungsprozesse.....	21
3.3 'Feldkonstruktion' und Entwicklung der Fragestellung.....	23
3.4 Die Interviewführung: „Eine geistige Übung“.....	29
3.5 Die Analyse des Materials: „Verdichtungen“.....	31
<b>4. Zentrale Begriffe und theoretische Zugänge.....</b>	<b>33</b>
4.1 Die Stadt als Erfahrungsraum.....	33
4.2 Anthropomorphes Denken über die Stadt.....	37
4.2.1 Städtischer Habitus.....	38
4.3 Vom Raum als Behälter zum sozialen Raum.....	42
4.3.1 Der Raum als eine (An)Ordnung von Körpern.....	44
<b>5. Raumwahrnehmungen und -abgrenzungen im Südlichen Bahnhofsviertel.....</b>	<b>46</b>
5.1 Formen der räumlichen und sozialen Dichte.....	50
5.1.1 Leben auf der Straße: „Diese irren Menschenmengen und das Gedränge und Getue liebe ich“.....	51
5.1.2 Geräuschkulisse: „Die Leute [sind] es einfach gewohnt, dass es laut ist“.....	53
5.1.3 Bewegungsrhythmen: „Rumschlendern, das ist halt so wie die Stimmung [auf den Straßen] ist“.....	55
5.1.4 Grenzziehungen nach Außen: „Das ist halt wirklich so ein Schnitt, wenn man südlich von der Landwehrstraße die Straße entlang geht“.....	59

5.1.5 Raumaneignungen: „Das wird ein bisschen mehr wie Eigentum behandelt“.....	61
5.1.6 Exkurs: Der Bedeutungswandel des öffentlichen Raums.....	63
5.1.7 Zusammenfassung: Dichte zwischen Faszination und Abneigung.....	66
5.2 Physische Dichte und soziale Distanz.....	69
5.2.1 Soziales Nebeneinander: „Man arrangiert sich“.....	69
5.2.2 Anonymität: „Hier geh' ich raus und bin niemand!“.....	71
5.2.3 Informelle Beziehungen: „Ich glaube schon, dass dort mehr Spaß an Kommunikation ist“.....	73
5.2.4 Exkurs: Ökonomische und soziale Strukturen im Südlichen Bahnhofsviertel....	77
5.2.5 Grenzziehungen nach Innen: „Unser Viertel ist nicht mehr wie früher“.....	81
5.2.6 Zusammenfassung: Zwischen Anonymität und Vertrautheit.....	86
5.3 Heterogenitäten.....	89
5.3.1 Selbstverständlichkeit von Vielfalt: „Großstädtisch daran ist, dass [man sich], selbst wenn man fremd ist, [...] nicht fremd fühlen muss“.....	89
5.3.2 Ein Ort für Nischen: „Man spürt schon, wenn man da durch geht, was Abgründiges auf eine Art“.....	93
5.3.3 Das Glockenbachviertel als Gegenbild: „Das ist [...] sehr nett und sehr hübsch, aber eben auch sehr aufgeräumt“.....	96
5.3.4 Schmutz und Unordnung: „In einer Großstadt, wo viele Leute laufen, liegt halt am Abend massenweise Papier auf den Gehsteigen herum“.....	97
5.3.5 Zusammenfassung: Widersprüchlichkeiten der Großstadt.....	99
<b>6. Schlussbetrachtungen.....</b>	<b>101</b>
<b>7. Alphabetische Liste der namentlich erwähnten Interviewpartner.....</b>	<b>103</b>
<b>Literatur.....</b>	<b>104</b>
<b>Quellen.....</b>	<b>111</b>
Zeitungsartikel.....	111
Internetquellen.....	112
Dokumente und Veranstaltungshinweise.....	114

## 1. Einleitung

Im Sommer 2010 stieß ich auf eine Veranstaltung der Münchner Kammerspiele, die sich in Form eines dreiwöchigen Stadtprojekts mit der „urbanen Realität“ Münchens, wie es im Programm des Projekts hieß, auseinandersetzte. Im Vergleich zu anderen Stadtprojekten der Kammerspiele, die in den vergangenen Jahren stattgefunden hatten, sollte die urbane Realität dieses Mal im Münchner Bahnhofsviertel<sup>1</sup> untersucht werden. Dabei wiesen sämtliche Beschreibungen, Flyer und Veranstaltungshinweise des Projekts darauf hin, dass es sich hierbei um Münchens „Zentrum urbanen Lebens“ und ein „Viertel mit Weltstadtcharakter“ handelte (vgl. Munich Central; Workshopankündigung). Diese Beschreibungen machten mich ungläubig, denn sie vermittelten mir den Eindruck einer besonderen Atmosphäre und Ausstrahlung des Viertels, von der ich bisher wohl nichts erfahren hatte. Tatsächlich war mir die Gegend bis zu diesem Zeitpunkt kaum bekannt gewesen und sowohl geographisch als auch strukturell konnte ich mir, im Gegensatz zu anderen Vierteln, die ich ebenfalls selten aufsuchte, von diesem Ort kein klares Bild machen. Darüber hinaus war mir unklar welcher geographische Bereich (außer der Nähe zum Hauptbahnhof) tatsächlich mit dem Begriff 'Bahnhofsviertel' gemeint war. Die Mischung aus einer vagen eigenen Vorstellung und dem klaren Bild, das die Kammerspiele vermittelten, löste jedoch Interesse bei mir aus und gab letztlich den Anstoß dafür, mich näher mit dem Quartier auseinanderzusetzen.

Schon während des Stadtprojekts, an dem ich in Form des Besuchs von Stadtführungen und anderen Veranstaltungen teilnehmen konnte, begann ich mir die Frage zu stellen, wie die Bewohner und Geschäftsbetreiber des Viertels selbst ihren Wohn- und Arbeitsort wahrnahmen und ob sie ihr Quartier tatsächlich wie die Kammerspiele als *weltstädtisch* und *urban* erlebten. Mich interessierte die Bedeutung dieser Darstellung und ob diese nicht nur einem von außen konstruierten Bild entsprach.

Zunächst verschaffte ich mir durch unterschiedliche Akteursgruppen, die sich mit dem Viertel auseinandersetzten (darunter die Kammerspiele, der Bezirksausschuss Ludwigsvorstadt-Isarvorstadt und das Quartiersmanagement), sowie mittels eigener Beobachtungen im Quartier einen genaueren Eindruck (**Kapitel 2**). In einem weiteren Schritt begann ich meinen eigenen Forschungsrahmen und meine Fragestellung zu konkretisieren (**Kapitel 3**). In Interviews, die ich mit Mitgliedern der erwähnten Akteursgruppen, vor allem aber mit Bewohnern und Gewerbetreibenden im

---

<sup>1</sup> Auf die Bezeichnung 'Südliches Bahnhofsviertel', wie ich sie im Titel meiner Arbeit gewählt habe werde ich in Kapitel 2.1 näher eingehen.

Bahnhofsviertel führte, ging ich der Frage nach, wie diese den durch die Kammerspiele festgelegten Raum wahrnahmen und abgrenzten. Theoretische Ansätze, die sich mit räumlichen und habituellen Strukturen und Praktiken auseinandersetzen, bildeten in der Folge den Rahmen für meine empirischen Ergebnisse (**Kapitel 4**). Im Verlauf meiner Arbeit wurde dabei die Frage nach der Vorstellung und Gestalt von Urbanität und großstädtischem Leben immer bedeutender. Diese möchte ich im letzten Teil meiner Arbeit behandeln (**Kapitel 5**).

## 2. Feldannäherungen und erste Kontakte zum Feld

### 2.1 „Der reinste urbane Wildwuchs“<sup>2</sup>

Das Quartier südlich des Münchner Hauptbahnhofs, mittlerweile häufig als *Südliches Bahnhofsviertel* bezeichnet, ist Teil des zweiten Münchner Stadtbezirks Ludwigsvorstadt - Isarvorstadt. Amtlich stellt das Quartier keinen eigenständigen Bezirk, sondern vielmehr einen Bezirksteil dar, vergleichbar mit dem Glockenbach- oder Gärtnerplatzviertel im gleichen Bezirk. Im Folgenden soll das Südliche Bahnhofsviertel an Hand dreier Akteursgruppen beleuchtet werden, die sich in unterschiedlicher Weise mit diesem auseinandersetzen und -setzen und durch die ich meine ersten Zugänge zum Feld erhielt: Das *Quartiersmanagement* im Südlichen Bahnhofsviertel, der *Bezirksausschuss 2* der Ludwigs- und Isarvorstadt und das *Stadtprojekt Munich Central* der Kammerspiele München.

Zur ersten Akteursgruppe gehören die Mitglieder des *Stadtteilvereins Südliches Bahnhofsviertel e.V.*, sowie das Quartiersmanagement. Die Namensgebung 'Südliches Bahnhofsviertel' bezieht sich vermutlich auf das *Pilotprojekt „Südliches Bahnhofsviertel“*, das durch die Stadtentwicklungsplanung des Münchner Referats für Stadtplanung und Bauordnung und das Institut für Stadt- und Regionalmanagement an der Universität Göttingen ins Leben gerufen wurde<sup>3</sup>. Ziel des Pilotprojekts war es „die Stärken des Viertels“ „in enger Zusammenarbeit mit Bewohnern, Gastronomen, Einzelhändlern und Gewerbetreibenden sowie einer Vielzahl weiterer Branchen“ sichtbar zu machen (vgl. Bahnhofsviertel München). Mit dem *City- und*

2 Vgl. Rühle 2010

3 Während sich der Bezirksausschuss 2 und das offizielle Stadtportal der Landeshauptstadt München auf die allgemeine Bezeichnung 'Bahnhofsviertel' beziehen, findet die Bezeichnung 'Südliches Bahnhofsviertel' lediglich im Zusammenhang mit dem 'Pilotprojekt Südliches Bahnhofsviertel' und der mit ihm in Verbindung stehenden Aktivitäten sowie im Rahmen des Stadtprojekts der Kammerspiele Verwendung (vgl. Bezirksausschuss 2; Stadtportal<sup>1</sup>; Bahnhofsviertel München; Munich Central).

*Stadtmarketingpreis Bayern* im Jahr 2007 ausgezeichnet, formierte sich aus diesem Projekt im Oktober 2010 der Stadtteilverein Südliches Bahnhofsviertel e.V., der die Grundlage dafür bot Anfang November 2010 ein Quartiersmanagement im Viertel einzurichten (vgl. ebd; Stadtmarketingpreis). Das Engagement im Viertel, das zuvor auf der Initiative Einzelner beruhte, erhielt mit der Einrichtung des Quartiersmanagements eine offizielle und von städtischer Seite unterstützte Rahmung.

Die Mitglieder des Vereins Südliches Bahnhofsviertel setzen sich aus Akteuren des Quartiers sowie von städtischer Seite zusammen, darunter sowohl Anwohner, Einzelhändler und Immobilieneigentümer als auch Vertreter sozialer, kultureller und schulischer Einrichtungen. Offizielles Ziel des Quartiersmanagements ist es, unterschiedliche Akteure und Aktivitäten im und aus dem Stadtquartier miteinander zu vernetzen, um die „Potenziale des Stadtquartiers unter Berücksichtigung von Viertelidentität und Image“ zu fördern und damit das „Bahnhofsviertel als internationales und multikulturelles Stadtviertel und als Repräsentant von zentralen urbanen Qualitäten“ zu erhalten. Jene urbanen Qualitäten, von denen hier die Rede ist, beruhen dem Quartiersmanagement zu Folge auf einem „dichte[n] Nebeneinander verschiedener Nutzungen, Branchen und Bevölkerungsgruppen“, welches „für Großstadtflair und Multikultur genauso wie für innovative Start-Up-Unternehmen und exklusive Hotels“ Raum bietet (vgl. Bahnhofsviertel München). In einem gemeinsamen Internetauftritt, der über die einzelnen Projekte und ihr Engagement im Viertel Auskunft gibt, wird auch auf die genaue geographische Lage des Südlichen Bahnhofsviertels eingegangen. Eingegrenzt durch die Straßenzüge Bayer-, Sonnen-, Landwehr- und Paul-Heyse-Straße, wird das Quartier von zentralen Verkehrsknotenpunkten wie dem Hauptbahnhof, Karlsplatz/Stachus und dem Sendlingertor umgeben. Gleichzeitig zeichnet es sich durch seine Nähe zur Theresienwiese im Südosten und dem Innenstadt-Klinikum der Universität München im Süden aus (vgl. ebd).

Den zweiten Zugang erhielt ich durch den *Bezirksausschuss* der Ludwigsvorstadt-Isarvorstadt. Der Bezirksausschuss 2 als lokales Organ der Landeshauptstadt München hebt das „Bahnhofsviertel“, wie es hier lediglich bezeichnet wird, vor allem in seiner Funktion als Geschäftsviertel hervor. Die Anzahl der Beschäftigten, von denen der Großteil in den Kliniken sowie in Versicherungs- und Immobilienbüros tätig ist, übertrifft tagsüber bei weitem den Anteil der Bewohner. Darüber hinaus habe sich das Bahnhofsviertel über Jahrzehnte hinweg zu einem geschäftlichen und kulturellen Schwerpunkt von „ausländischen Bürgern“ entwickelt, „die wesentlich zur Prägung des Bahnhofsviertels beitragen“ (vgl. Bezirksausschuss 2).

Der dritte Zugang ergab sich durch das dreiwöchige Stadtprojekt *Munich Central* der Kammerspiele München, bei dessen Veranstaltungen ich im Juni 2010 teilnehmen konnte. Dieses setzte sich durch Stadtraumerkundungen, Theaterprojekte, Lesungen und Konzerte sowie durch einen Workshop mit dem Viertel auseinander. Dem Programm war zu entnehmen, dass die Kammerspiele wie in den vergangenen Jahren das Theatergebäude zum Ende der Spielzeit verlassen würden, um sich der „urbanen Realität Münchens“ zuzuwenden. Das Viertel „verschieden in [seiner] Herkunft, Status, Kultur und Religion, aber respektvoll und solidarisch im Bemühen um [seine] Nachbarschaft“ sollte dabei als das *eigentliche Zentrum Münchens* gefeiert werden (vgl. *Munich Central*). Die Veranstaltung rückte damit sowohl einen konkreten, geographisch begrenzten Raum als auch ausgewählte Akteure des Viertels für eine bestimmte Zeit in den Fokus der Öffentlichkeit. Vom Gemüsehändler, über den Straßenkehrer, den Obdachlosen bis zum Geistlichen unterschiedlicher Konfessionen richtete sich die Aufmerksamkeit der Stadtraumerkundungen auf das „Alltägliche“, das nicht „Verwertbare“, das „Überflüssige“, auf das „Vergangene“ und auf „die wertvolle Lücke“ (vgl. Programm *Munich Central*). Mit der Frage „Was soll sich ändern? Wie geht es mit dem Viertel weiter?“ sollte darüber hinaus in einem Workshop ein offenes Forum „für alle [geschaffen werden], denen das Bahnhofsviertel ein Anliegen“ war (vgl. Workshopankündigung).

Während des Stadtprojekts diente die *Import Export Bar* in den Räumen des ehemaligen türkischen Lebensmittel- und Gemüseladens *Can Ticaret* als „temporäre [...] Forschungsstation“, Basislager und Festivalzentrum. Hier fanden neben Theaterstücken Ausstellungen, Konzerte und Partys statt. „Von hier aus [wurde] erforscht, wie das Viertel tickt, wer hier lebt, arbeitet und ausgeht [und] was gerade im Kommen und was vom Aussterben bedroht“ war (vgl. Programm *Munich Central*). Während des Projekts diente der Raum zugleich einer Stadtraumausstellung. Eine über Wände und Boden verlaufende Straßenkarte kartographierte unter dem Titel *Stadtatlas* Informationen, Aktivitäten und Angaben zur Bevölkerungsstruktur sowie unter Mitwirkung der Bewohner des Viertels gesammelte individuelle Geschichten, Lebenswege und Reiserouten (vgl. ebd.). Über ein System von Nummern, das sowohl auf der Straßenkarte als auch an den jeweiligen Orten im Viertel angebracht war, konnte diese Ausstellung gleichzeitig interaktiv im gesamten Südlichen Bahnhofsviertel besucht und erlebt werden (vgl. ebd.; *Import Export Bar*). Eigentlich als temporäre Zwischenraumnutzung gedacht, die lediglich die Zeit bis zur Umsetzung anderweitiger Investitionen des Eigentümers überbrücken sollte, konnte die Bar von ihren Betreibern

auch nach dem Ende des Projekts in bisher mehrmals verlängerten Phasen weiter geführt werden. Inzwischen wird die Bar, bzw. *das Import Export* wie es mittlerweile heißt, auch durch das Quartiersmanagement an einem Tag der Woche als Stadtteilbüro genutzt.

Wie die einzelnen Perspektiven zeigen, wird das Viertel besonders in seiner Vielseitigkeit hervorgehoben. Vielseitigkeit, sowohl in Bezug auf die Internationalität der Bewohner und des Gewerbes als auch bezogen auf die unterschiedlichsten Nutzungsformen, die hier vertreten sind. Das Bild scheint dabei durchweg positiv zu sein: So ist die Rede von „friedlich zusammen leben[den]“ Nationalitäten und „Multikultur[en]“ (vgl. Bahnhofsviertel München) sowie von einem „Zusammenspiel und Miteinander“, das nirgends so gut funktioniert wie dort, wie man auf dem Pressegespräch des Quartiersmanagements im November 2010 vernehmen konnte. Hier stellte sich das Quartiersmanagement erstmals öffentlich vor. Gleichzeitig sei das Viertel der stetigen Zunahme an Vergnügungsstätten wie Spielhallen und Sexshops ausgeliefert und Verwaltungsgebäude, Büros und Gastgewerbe verdrängten darüber hinaus zunehmend Wohnungen und Kleingewerbe im Viertel (vgl. Bezirksausschuss 2).

Die Stadtraumerkundungen der Kammerspiele verwiesen hingegen auf die starke Wandelbarkeit des Viertels: „An einem Tag verändert sich das Bahnhofsviertel wie kein anderes Viertel in München“ hieß es diesbezüglich in einem Programmhinweis zu den Stadtführungen (vgl. Programm Munich Central). Zudem sei das Quartier mit seinen katholischen, evangelischen und muslimischen Einrichtungen das „religiöseste Viertel der Stadt“, in dem neben vielen christlichen Einrichtungen rund 40 Moscheen und Gebetsräume zu finden seien. Besonderes Augenmerk legten die Führungen auf die Vielzahl der sozialen Einrichtungen von *Caritas*, *Bahnhofsmision* und der *Volkshochschule*, bis zu Beratungsstellen für Migranten oder sozialpsychiatrischen Zentren (vgl. Stadtraumerkundungen).

Das Viertel mit seinen gut 3000 Anwohnern, von denen etwa die Hälfte als Bürger ausländischer Herkunft gezählt werden, ist Münchens „Stadtviertel mit dem größten Migrationshintergrund“, wie man auf dem erwähnten Pressegespräch des Quartiersmanagements erfahren konnte. Ein Großteil der insgesamt 20 verschiedenen Nationalitäten, die im Viertel vertreten sind, stammt aus den Vereinigten Arabischen Emiraten, gefolgt von der Türkei und Kroatien (vgl. Statistisches Amt München).<sup>4</sup> Das Viertel ist also von einer konzentriert heterogenen Struktur geprägt, die Gegensätzliches

---

4 Diese und andere angegebene Bevölkerungsdaten beruhen auf einer Auswertung des Statistischen Amtes München, die speziell für die vorliegende Arbeit und den Bereich „Südliches Bahnhofsviertel“ angefertigt wurde.



auf kleinem Raum vereint. So bezeichnete die *Süddeutsche Zeitung*, in Reaktion auf das Projekt der Kammerspiele, das Zusammentreffen von Uniklinikum, türkischen Händlern und Sexkinos im Münchner Bahnhofsviertel als den „reinsten[n] urbane[n] Wildwuchs“, der in der „schillerndsten, großstädtischsten Ecke Münchens“ zu finden sei (vgl. Rühle 2010).

Wie einige Redner der Auftaktveranstaltung des Quartiersmanagements im November 2010 aber betonten und bedauerten, ist das Südliche Bahnhofsviertel ein „in Vergessenheit geratenes Viertel“. Auch der Blick in gängige Bibliothekskataloge lässt erschließen, dass die Historie des Viertels kaum aufgearbeitet wurde<sup>5</sup>. Da der zeitliche Rahmen dieser Arbeit auf eine Gegenwartsanalyse begrenzt ist, muss von einer detaillierten historischen Geschichtsnachzeichnung an dieser Stelle abgesehen werden. Einige Themen, vor allem der jüngeren Vergangenheit, sollen dennoch hier aufgegriffen werden, da sie auch für die vorliegende Arbeit von Interesse sind<sup>6</sup>.

Die Bezeichnung Ludwigsvorstadt, ist auf König Ludwig I. zurückzuführen. In Folge des Prozesses der „Entfestigung“ der damaligen Hauptstadt des Königreichs Bayern legte man das Quartier zu Beginn des 19. Jahrhunderts als eine Gartenstadt an. Erst im Zuge des beginnenden Hauptbahnhofbaus im Jahre 1847 setzte sich eine urbane und geschlossene Bauweise in diesem Bezirk durch, wie es die Broschüre des Kulturgeschichtspfads durch die Isar- und Ludwigsvorstadt beschreibt (Kulturgeschichtspfad: 13ff).

Mit der Errichtung und Inbetriebnahme des Hauptbahnhofs begann München sich im Laufe des 19. Jahrhunderts nach außen zu öffnen. Gleichzeitig gewann der Hauptbahnhof als „Ort der Begegnung und des Austauschs“, wie Dagmar Kreppel in ihrer Arbeit beschreibt, an Anziehungskraft für Wirtschaft und Gesellschaft und etablierte sich schon damals als ein Standortfaktor für Industrie und Gewerbe und als ein attraktives Geschäftsviertel (vgl. Kreppel 2009).

Die zunehmende Bedeutung des Hauptbahnhofs als Verbindungsglied zur Welt zeichnete sich über die Jahre hinweg stets in der Entwicklung der Gegend um den Hauptbahnhof herum ab. So beschreibt Hajo Bahner, dass an diesem Ort immer ein

---

5 Dies erklärt meiner Meinung nach auch das Interesse der hier vorgestellten Akteure, sich mit dem Viertel auseinanderzusetzen und dieses bezüglich seiner unterschiedlich formulierten „Potenziale“ in ein neues Licht zu rücken, wie oben vorgestellt wurde.

6 Als Quellen dienen mir unter anderem die unveröffentlichte Magisterarbeit von Dagmar Kreppel: „Bilder vom Münchner Hauptbahnhofsviertel. Perspektiven des Projekts 'Südliches Bahnhofsviertel'“ am Münchner Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie von 2009, die sich der Geschichte des Viertels intensiver widmete, darüber hinaus ein Vortrag des Architekten und langjährigen Viertel-Bewohners Hajo Bahner, den er anlässlich der Auftaktveranstaltung des Quartiersmanagements hielt sowie ein Beitrag über das Viertel, erschienen in der Broschüre eines Kulturgeschichtspfads durch die Ludwigs- und Isarvorstadt (vgl. Kulturgeschichtspfad).

Stück Weltgeschehen ablesbar gewesen sei.

In der Nachkriegszeit entstand um den Bahnhof beispielsweise „ein Mikrokosmos der Schichten und Völker [sowie] ein Vergnügungs- und Rotlichtviertel mit einer eigenen Subkultur“ (Kulturgeschichtspfad: 35). Erst die in den 1980er Jahren erfolgte Sperrbezirksverordnung verlegte die Anbahnung und Ausübung von Prostitution aus dem Innenstadtbereich an den Rand der Stadt (vgl. Sperrbezirksverordnung). Ein wenn auch vergleichsweise harmloses, zwielichtiges Image, blieb dem Viertel aber bis heute erhalten (vgl. Stark 2008). Die Nachkriegszeit und ihre Aufbruchstimmung spiegelte sich im Viertel durch die feste Etablierung verschiedenster Gewerbe wider. Exemplarisch ist dafür die seit 1950 bestehende Buchdruckerei *Schuhmacher-Gebler* zu nennen oder die Lampenschirmwerkstatt *Werner & Söhne*, die seit den 1960er Jahren in der Landwehrstraße angesiedelt ist. Der „Faktor Licht“ sei für den ökonomischen Aufschwung des Viertels nach dem Krieg von besonderer Bedeutung gewesen, wie Bahner erzählt. Dies bestätigte mir auch der Sohn des Familienbetriebs *Werner & Söhne*, dem zu Folge die Landwehrstraße früher als „Lampenstraße“ bekannt gewesen sei (vgl. *Schuhmacher-Gebler; Werner & Söhne*).

Mit den ersten Anwerbeabkommen in den 1950er Jahren bis zum Anwerbestopp im Jahr 1973 trafen tausende so genannter „Gastarbeiter“ aus Griechenland, Italien, dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei über den Münchner Hauptbahnhof in der Bundesrepublik Deutschland ein (Dunkel/Stramaglia-Faggion 2000: 9). In Folge dessen entwickelte sich der Hauptbahnhof und die umliegende Gegend zu einem „zentralen Start- [...] und Treffpunkt der Arbeitsmigranten“ wie Kreppel in ihrer Arbeit festhält (vgl. Kreppel 2009). In den frühen achtziger Jahren schufen sich vor allem türkische Einwanderer ihr soziales Umfeld im Bahnhofsviertel. So entwickelte sich die Gegend um den Hauptbahnhof zu einem Ort vergleichbar mit einem „Basar“ mit unzähligen Supermärkten, Banken, Schnellrestaurants [und] Hochzeitsboutiquen“, wie im Kulturgeschichtspfad beschrieben wird (Kulturgeschichtspfad: 35). „Zugleich ist dies auch [zum] Markt aller Muslime aus Afrika, Arabien und Asien“ geworden (ebd.). Die Bayerstraße, so berichtete eine meiner Interviewpartnerinnen, die selbst in den 1980er und 1990er Jahren ein Kleinwarengeschäft, bzw. einen so genannten Import-Export-Laden betrieb, wäre lange Zeit allerdings in fester Hand der Einwanderer aus dem ehemaligen Jugoslawien gewesen. Daher habe diese Straße wohl den informellen Namen 'Jugostraße' getragen.

Besonders moderne Entwicklungen übertrugen sich durch den Hauptbahnhof als Verkehrsknotenpunkt auch stets auf den Charakter der umliegenden Gegend. Dieser

Einfluss verdeutlicht sich in der Bezeichnung großstädtischer Bahnhöfe als „Tor zur Welt“ und als „Tor zu Stadt“, wie sie der Volkskundler Thomas Hengartner formulierte (Hengartner 1994: 189). Während München in der Regel zeitgenössischen Entwicklungen immer ein wenig hinterherhinkte, so bemerkte Hajo Bahner ein wenig überspitzt in seinem Vortrag, bilde das Viertel in Echtzeit das Geschehen der Welt ab. Auch dadurch wirke es dynamisch, schnell und flexibel, da es sich den aktuellen Veränderungen stets anpasse. So machte sich Bahner zu Folge auch der Internet- und PC-Boom der 1990er Jahre im Viertel bemerkbar, mit welchem sich die Schillerstraße den Namen 'Schillicon Valley' erwarb. Und auch heute spiegelt das Viertel Weltgeschehen wider:

Mit dem Irak-Krieg nahm die Eröffnung irakischer Geschäfte im Viertel zu. Seit den Terroranschlägen des 11. September 2001 und den damit erschwerten Reisebedingungen in die USA und Großbritannien bevorzugten arabische Touristen mittlerweile Deutschland und im Besonderen München als Reiseziel. Das Südliche Bahnhofsviertel hat sich längst mit einer Reihe spezifischer Angebote auf diese Besucher eingestellt. So erzählte mir ein Mitwirkender des Kammerspielprojekts von einem zunehmenden Angebot an 'Bordinghouses' im Viertel, die über mehrere Wochen mietbar und in Größe und Ausstattung speziell für diese Klientel eingerichtet seien. Auch die Angebotsstruktur im Viertel passe sich diesen Kunden inzwischen an, unter anderem durch den Verzicht vieler Restaurants auf den Alkoholausschank in ihren Räumen.

Die Erweiterung der Europäischen Union um Länder wie Bulgarien im Jahr 2007 machte und macht sich am Straßenbild des Viertels ebenfalls bemerkbar. So hat sich an der Landwehrstraße, wie mittlerweile offiziell bekannt ist, ein Treffpunkt für bulgarische Tagelöhner etabliert.

Nicht zuletzt fand die erst im Sommer 2010 durch Thilo Sarrazin wieder aufgeflamnte Debatte um Integration immer wieder Eingang in die hier vorgestellten Veranstaltungen im Viertel und wurde auch in meinen eigenen Interviews thematisiert (vgl. Käppner 2010).

Über das Stadtprojekt Munich Central, das Quartiersmanagement und den Bezirksausschuss ergaben sich meine ersten Kontakte zum Südlichen Bahnhofsviertel. Verschiedene Veranstaltungen ermöglichten mir dabei einen ersten Überblick über mein *Feld*.<sup>7</sup> Bevor ich mich aber auf ein begrenztes Feld und eine klare Fragestellung

---

7 Mit der Bezeichnung „Feld“ beziehe ich mich auf einen in der volkskundlichen Literatur allgemein gebräuchlichen Begriff, der für jenen Realitätsausschnitt steht, in dem eine ethnographische Forschung („Feldforschung“) angelegt ist (vgl. Kaschuba 2006). Darunter verstehe ich sowohl einen

festlegen wollte, begann ich mich selbst diesem Viertel durch Feldbeobachtungen zu nähern um mir darin Orientierung zu verschaffen. Auf die Eindrücke meiner ersten Feldphasen möchte ich im folgenden Kapitel eingehen.

## **2.2 Raumwahrnehmungen**

*Ein kühler Morgen im September. Es ist neun Uhr. Mein Blick fällt in die Landwehrstraße. Vor mir liegt eine enge, wie in Stein geschlagene Schneise. Rechts und links eine geschlossene Häuserfront, die durchgehend in gleicher Höhe zu enden scheint. Vier bis sechs Stockwerke kann ich zählen. Diese Front wirkt grau. Auch wenn dazwischen ein wenig Farbe aufblitzt, sind diese Farben matt gehalten. Hier ein verwaschenes Grün, dort ein verblichenes Rot, dazwischen dominieren Beige- und Grautöne Ton in Ton mit dem heutigen grauen Himmel. Ein paar gemusterte Fassaden lassen stilistisch auf die Errichtung in den 1950er und 1960er Jahren schließen. Nur hier und da, an einer Hand abzählbar, sticht eine dekorative Gründerzeit-Fassade hervor, die daran erinnert, dass an diesem Ort kaum ein Haus die Bombardierung des Zweiten Weltkriegs überstand. In der Ferne, am anderen Ende der Straße, thront wie ein Fluchtpunkt einer perspektischen Abbildung die Paulskirche. Ihre neugotische Architektur lässt sie gerade im Kontrast zur heute grauen Landwehrstraße prachtvoll erscheinen.*

*Zwischen den hohen Häuserfronten eingegrenzt, wirkt die Straße schmal und beengend. Unten an den Hauswänden ziehen sich auf beiden Seiten Gehsteige entlang, die jeweils an eine durchgängige Reihe parkender Autos und LKWs anschließt. So bleibt in der Mitte eine nur autobreite Spur, auf der sich später fast dauerhaft eine träge Schlange von Fahrzeugen fortbewegt. Stau und Verkehrschaos sind ein nahezu dauerhafter Begleiter dieser und der umliegenden Straßen.*

*Hier und da wird der Gehsteig durch ein paar Tische und Stühle eines Imbiss-Restaurants unterbrochen, die dazu einladen im Freien zu essen. Im Gegensatz zum eintönigen Grau der Häuser oben kommt der Blick hier unten kaum zur Ruhe. Er schweift über bunte Gemüse- und Obstauslagen, Schaufenster mit glitzernden, glänzenden Stoffen und grellfarbenen Preisschildern, die von Postern und Angebotsschildern beklebt sind sowie bis auf den Gehweg reichende Körbe, überladen mit allen nur erdenklichen Dingen. Das Grau beginnt erst ab dem ersten Stockwerk.*

*In der Enge der Straße wirkt alles dicht zusammengedrängt. Laden an Laden, ohne Zwischenraum. Was an der Vorderseite keinen Platz mehr gefunden hat, scheint sich in*

---

von mir begrenzten geographischen Raum als auch bestimmte ausgewählte Akteure.

*das Innenleben der Häuser und in die Hinterhöfe zurück gezogen zu haben. Darauf weisen sämtliche, übereinandergereihte Firmenschilder von Rechtsanwälten, Ärzten, Psychologen, Bildungseinrichtungen, Vereinen und sonstigen Institutionen an der zur Straße gewandten Seite der Häuser hin. Kaum ein Hauseingang begnügt sich nur mit einem schlichten Klingelschild das auf Bewohner hindeutet. Die Straße ist so eng, dass man sich ohne Mühe über sie hinweg unterhalten kann.*

*Es ist noch wenig los an diesem Morgen. Die meisten Geschäfte haben noch geschlossen. Gleich beim ersten Laden, einer Lampenschirmwerkstatt, bleibe ich stehen. Das Familienunternehmen betreibt sein Geschäft und seine Werkstatt, laut einer Anzeige im Fenster seit über 40 Jahren hier. Hübsche, vom Stil her eher alte Stehlampen und Lampenschirme stehen und hängen dicht gedrängt im Fenster. Ein Schild weist auf die Anfertigung neuer und die Restaurierung alter Lampenschirme in allen Formen, Größen und Materialien wie Pergament oder Kalbsleder hin.*

*Ein Internetcafé ein paar Häuser weiter ist um diese Uhrzeit noch leer. Mit einem Tablett in der Hand überquert ein Mann die Straße und verschwindet im Café. Er kommt vom Imbiss gegenüber. Auf dem Tablett trägt er eine Schale gefüllt mit Suppe, einen Korb mit Fladenbrot und eine Scheibe Zitrone. Es scheint sein Frühstück zu sein. Am Fenster des Internetcafés erkenne ich zwei DIN-A4-große Zettel mit Angeboten für Flüge in den Irak und Iran, inklusive Visa. Daneben ein Zettel mit einer Anzeige: „Wir suchen Putzkräfte und Zimmermädchen“.*

*An einer Kreuzung hat sich eine Gruppe von Männern und Frauen versammelt. An die Hausfassade gelehnt, ein Bein an die Wand gestellt, stehen sie dort mit Händen in den Hosentaschen, die Einen rauchend, die Anderen das Geschehen beobachtend, die Nächsten sich angeregt unterhaltend und gestikulierend. Um was es in ihrer Diskussion geht, kann ich angesichts der mir fremden Sprache nicht verfolgen. Dieses Zusammentreffen auf der Straße ist ein ungewohntes Bild für mich, das ich sofort zu deuten und einzuordnen versuche. Unvermeidlich mischen sich in diese Deutungen gesellschaftliche Wertemuster hinein. Ich versuche dieses klischeebehaftete Denken bei Seite zu schieben und weiter zu beobachten ohne zu urteilen.*

*An einer türkischen Bank verlasse ich die Landwehrstraße nach Süden in die Goethestraße. Sofort ist eine Veränderung zu spüren. Der Blick weitert sich, ich atme auf. Ich sehe zum ersten Mal Bäume und ein Stückchen mehr Himmel. Auch die Architektur verändert sich bereits ein paar Häuser weiter. Hier beginnt das Klinikviertel und es gibt nur noch vereinzelt Geschäfte. Im Kontrast wirkt der Raum hier beinahe weitläufig und überschaubar. Auch andere Straßen, die von der*

*Landwehrstraße wegführen, wirken auf mich breiter und weniger kompakt. Dies mag auch daran liegen, dass die meisten von ihnen in beiden Richtungen befahrbar sind. In den Straßen, die nach Norden in Richtung Hauptbahnhof führen öffnet sich der Raum ebenfalls. Die Dichte der Geschäfte lässt aber auch hier nicht nach. Neben zahlreichen Lebensmittelläden passiere ich Friseurgeschäfte, edel eingerichtete Hotellounges, Schmuckgeschäfte, Sex-Shops, Computer- und Elektrogeschäfte, Metzgereien und Modegeschäfte nach islamischem Recht, Übersetzungsbüros, Wettbüros, Spielotheken und Schnellimbisse. Eine Frau drängt sich an mir vorbei. Sie zieht einen Rollwagen hinter sich her. Im selben Moment überquert eine andere Frau die Straße, in beiden Händen einen Großeinkauf tragend. Durch die prall gefüllten Tüten sehe ich Gemüse hindurch schimmern. Sie kommt aus einem der kleinen Lebensmittelgeschäfte auf der anderen Straßenseite und steigt zu einem Mann ins Auto. Das Auto trägt kein Münchner Kennzeichen.*

*Die Anzahl der Menschen auf der Straße hat inzwischen zugenommen und mit ihnen auch das Durcheinander und die Unübersichtlichkeit. Die Straßen sind jetzt wach und laut und ich fühle mich wie in einem Labyrinth. Denn sobald ich mich mit einer Sache intensiver befasse, ergibt sich mir scheinbar eine Vielzahl neuer Themen und Fragen. Ich betrete einen Laden. Hier erwarten mich vollgepackte Regale, enge Durchgänge sowie bekannte und unbekannte Waren in bunten Farben. Hier gibt es nahezu alles: Feuerzeuge, gebrauchte Mobiltelefone, Nagelsets, Armbanduhren, Spielkarten, Küchenmesser, Parfüm, Shampoo, Samoware, Rollkoffer, Satellitenschüsseln, Pfefferspray, Rasierschaum, Scheren, Zangen, Vorhängeschlösser und neu verpacktes Geschirr. Mir erschließt sich vorerst kein System. Aber ich sehe einiges, was ich brauchen könnte. Bestimmt eine viertel Stunde irre ich zwischen verschiedenen Gängen und Winkeln umher, um am Ende mit einer Schere und einem einzelnen Schraubenzieher den Laden wieder zu verlassen. Den Schraubenzieher gibt es auf Anfrage nur im 6er-Pack. Nach kurzem Überlegen schneidet der Verkäufer die Verpackung auf und verkauft mir den einzelnen Schraubenzieher für einen Euro. Ich lenke ein, dass er den Rest doch dann nicht mehr verkaufen könne. Aber er wehrt ab.*

*Es ist einer der Läden vor denen ich lange Zeit stehen könnte um immer wieder ein Detail zu entdecken. Zu welcher Branche dieses Geschäft gehört bleibt jedoch offen. Auch bei anderen Schaufenstern kann man manches Mal nicht auf den ersten Blick erkennen, um welche Art von Geschäft oder Dienstleistung es sich handelt. Selten wird dabei nur ein Dienst angeboten und selten nur eine Warenkategorie verkauft. Mir erscheint es so als benötige man neben dem jeweiligen Sprachverständnis vor allem*

lokales Wissen um zu verstehen, welches Waren-, Dienstleistungs- und Informationsangebot es wo zu finden gibt. Ein Internetcafé ist mitunter also nicht nur ein Internetcafé, hier werden auch Jobs und Flüge angeboten und hier kann man mitunter auch gebrauchte Mobiltelefone und Wasserpfeifen kaufen. Als ich den Laden verlasse, steht ein älterer, grauhaariger Herr im Sakko mit einem Glas Tee in der Hand davor und unterhält sich angeregt mit einem der Kunden.

Ich bleibe vor einem weiteren Schaufenster stehen. Alte analoge Fotoapparate befinden sich hier wild zusammengestellt auf einem vergilbten graublauen Tuch. Mittendrin steht ein kleiner weißer Porzellanhund und im Hintergrund eine Frauen-Bronzefigur, an der ein handgeschriebener Zettel haftet: „Bronzefigur zu verkaufen“. Die Auslage ist staubig. Auf einem kleinen Brett oben im Schaufenster befindet sich eine kleinblättrige Pflanze, deren vertrocknete Blätter ins Schaufenster hinuntergefallen sind und sich über die Fotoapparate verteilen. Zwischen Scheibe und Tuch haben sich kleine tote Fliegen angesammelt. An der Hauswand gleich neben dem Eingang zum Laden ist eine kleine Vitrine angebracht. Auf einem verblassten Bild, das darin hängt, ist ein älterer grauhaariger Herr in einer Werkstatt zu sehen - wahrscheinlich der Besitzer des Ladens. Mehrere Schilder verweisen auf das Angebot des Geschäfts, das seit 16 Jahren hier angesiedelt ist: Reparaturen von Fotoapparaten. Ein Flyer kündigt zusammenhangslos eine Show im Deutschen Theater an, die 2009 stattfand und ein zerrissener Zettel weist auf einen Film des Bayerischen Rundfunks hin: „Der Basar von München“. Ein Film über die Landwehrstraße, in dem wohl auch der Ladenbesitzer porträtiert wurde. Auf der Vitrine, liegen die Reste eines halb gegessenen Döners.

Ich betrete das Geschäft und sehe mich um. In Regalen, Schränken und Glasvitrinen sind Objektive, Kamerateile und Handkameras ausgestellt. Auf einem erhöhten Brett stehen circa 30 Porzellanhunde, von denen auch einer im Schaufenster stand. Es ist eng, drei Männer stehen an der Theke, an denen ich kaum vorbei komme. Im Hintergrund läuft ein französischer Radiosender. Ich spreche den Ladenbesitzer, einen älteren Herrn in blau kariertem Hemd mit ergrautem Haar und tiefen Falten im Gesicht auf den Film über die Landwehrstraße an. Er spricht mit französischem Akzent und verspricht mir, zu Hause nach der Kopie des Films zu sehen. Ich solle in ein paar Tagen wieder vorbei kommen sagt er zu mir. Noch mehrmals komme ich wegen des Films vorbei, aber den Film hat leider jedes Mal „vergessen“. Mir drängt sich die Frage auf, wie sich diese Art von Geschäften erhalten kann, zumal es nicht nur eines dieser Art in den hiesigen Straßen gibt.

Das Labyrinth zieht sich bis in die Hinterhöfe hinein. Entgegen einer Aussage die mir

*häufiger begegnete, das Viertel habe nur sehr wenig Anwohner, erkenne ich dort auf jedem der Balkone durch Pflanzen und trocknende Wäsche deutliche Anzeichen von Bewohnern. Im Hinterhof befinden sich weitere Rückgebäude. Einer der Hinterhöfe ist mit einer Mauer umgeben, hinter der sich weitere Hinterhöfe und weitere Gebäude befinden, die verschachtelt in unterschiedliche Höhen empor ragen. Wie man zu ihnen gelangt, bleibt mir ein Rätsel.*

*In einem Gemüseladen nebenan bekomme ich an der Kasse ein Gespräch zwischen dem Verkäufer und einem seiner Kunden mit. Es geht um die Arbeit und die Vermittlung von Kontakten bezüglich eines Büroraums. Dazwischen betritt eine weitere Kundin den Laden und wird freundlich begrüßt und nach ihrem Zustand befragt. Zuletzt werden jeweils Grüße nach Hause bestellt und man verabschiedet sich.*

*Eine Spielothek auf der anderen Seite der Straße scheint wie die zuvor beschriebene Straßenkreuzung als Treffpunkt zu dienen. Tiefe, kniehohe Einbuchtungen der Schaufenster laden dazu ein, sich dort nieder zu lassen. Dieser Einladung sind heute einige junge Leute gefolgt. Hier stört es vermutlich niemanden, denn das Schaufenster hat keine Waren anzubieten. Im Hintergrund weist ein weißer Schriftzug auf blauen Plakaten nur darauf hin, dass hier in klimatisierten Räumen gespielt werden kann. Dieser Ort bietet wohl die einzige Sitz- und Verharrungsmöglichkeit im näheren Umkreis, die nicht mit einer Konsumverpflichtung einhergeht. Ein Häufchen ausgedrückter Zigarettenstummel an der Hauswand, die nicht im Gehen dort hingeworfen zu sein scheinen, weisen auf längeres Verweilen hin.*

*Am Nachmittag finde ich Platz in einem der vielen Imbiss-Restaurants die es im Viertel gibt. Ein rot-weißer Schriftzug preist in englischer Sprache die traditionelle türkische Küche an. Auch zwei Bauarbeiter in weißer Kleidung und ein junger Mann bestellen gerade ihr Mittagessen. Sie unterhalten sich auf Türkisch mit dem Koch. Vermutlich sind sie Stammkunden. Ansonsten bin ich allein. Ich bekomme klare Anweisungen: „Die Suppe bekommen Sie gleich, da unten stehen Tablett, hier gibt es noch zwei Scheiben Brot wenn Sie möchten. Sie zahlen, wenn Sie gegessen haben“. Das ist hilfreich, denn noch immer begleitet mich ein wenig Unsicherheit auf meinem Weg durch das Viertel. Es hat mich ein wenig Mut und Überwindung gekostet, mich allein in diesen Imbiss, ein meist von Männern dominierter Raum zu begeben. Sich einen 'Döner zum Mitnehmen' zu holen ist da schon etwas ganz anderes. Mit meiner Suppe setzte ich mich hinaus auf die Straße an einen der drei Tische direkt neben dem Eingang. Während ich die Straße beobachte, beginne ich mich allmählich zu entspannen. Tatsächlich fühle ich mich eher ignoriert, als komisch beäugt. Ich scheine niemandem aufzufallen. Nur ein Mann, der*



*den Parkautomaten neben mir bedient, dreht sich mit einem Mal zu mir um und fragt mich in bayerischem Dialekt, ob es mir schmecken würde. Als ich bejahe, verschwindet er. Wenig später läuft er erneut an mir vorbei. Mit einem Blick auf mein Essen wendet er sich nochmals an mich, mit der Frage, ob ich aufgeessen hätte. Offensichtlich, ja! Er ist wohl der Einzige, der sich über meine Anwesenheit hier wundert.*

*Im Hintergrund höre ich einen Song von Elvis spielen und dazu ein rhythmisches Klappern. Über dem Imbiss im ersten Stock befindet sich eine Step-Tanzschule. Gleichzeitig fällt mein Blick auf den Eingang zum Hinterhof des Imbiss-Restaurants. In regelmäßigen Abständen verschwinden hier Männer verschiedenen Alters und verschiedener Nationalitäten. Ich erinnere mich an eine der Führungen während des Projekts Munich Central, die uns zur Moschee in diesem Hinterhof führte. Es ist wohl Gebetszeit. Als ein Mann aus dem Hinterhof kommt, wird er von der anderen Straßenseite begrüßt. Der Grüßende verschwindet nach einigem Wortwechsel, der über die Straße hinweg geführt wird, in einem Internetcafé. Hinter mir, ein Haus weiter, befindet sich ein Tabeldancelokal. Ein Mann kehrt vor dem Lokal, aber es wird erst um 21 Uhr öffnen, wie ich später lese. Mit einem Mal werde ich aus meinen Gedanken gerissen, als eine Frau das Geschirr abträgt. Sie fragt, ob ich fertig bin, allerdings ohne Worte, sondern nur mit Blicken. Vielleicht kann sie kein Deutsch, vielleicht weiß sie aber auch schlicht nicht, in welcher der vielen hier präsenten Sprachen sie mich ansprechen soll.*

*Die Pause bekommt mir gut. Noch immer empfinde ich es ungewohnt und neu, hier her zu kommen. Auch wenn dies nicht mein erster Beobachtungstag ist, entdecke ich immer wieder Neues. Was in den ersten Tagen eine reine Reizüberflutung war, beginnt sich nun Stück für Stück zu sortieren, so dass ich mich auf neue Dinge konzentrieren kann, die über das rein Äußerliche des Raums hinausgehen. Ich bestelle noch einen Tee. Allmählich fühle ich mich wohl hier. Zum ersten Mal habe ich einen Ort gefunden, an dem ich ungestört für längere Zeit verweilen kann, um zu beobachten. An solchen Orten fehlt es hier.*

*Als ich während des Stadtprojekts Munich Central den Versuch startete, Menschen auf der Straße anzusprechen, um einen Eindruck zu gewinnen, wie viele der Passanten tatsächlich im Viertel wohnten und wer von ihnen das Viertel nur durchquerte, machte ich eine merkwürdige Erfahrung. Zum einen fand sich unter circa 20 Personen niemand, der im Viertel seinen Wohnsitz hatte oder dieses zugab. Alle hatten ein anderes Ziel, das außerhalb des Viertels lag. Zum anderen stellte ich fest, dass ich selbst mit meiner Aktion für Aufmerksamkeit sorgte. Während sich um mich herum alles*

*in ständiger Bewegung hielt, stand ich still und mehr oder weniger bewegungslos an einem Ort. Natürlich suchte ich Blickkontakt, denn ich wollte die Menschen ja ansprechen, aber vielleicht wirkte ich zu suchend. Anstatt meine Fragen stellen zu können, wurde mit einem Mal ich selbst aus der Menge ausgewählt und angesprochen. Mehrmals fragte man mich nach dem Weg, bis mich zuletzt ein Herr ansprach und zu einem Café einlud. Ich brach meinen Versuch ab. Mir war klar geworden, solange sich alles im stetigen Rhythmus der Straße bewegte, solange jeder seinem Ziel folgte, fiel man nicht auf. Aus diesem Rhythmus aber herauszufallen, bedeutete etwas Ungewohntes und Auffallendes. Neben dem ruhigen Stehen, auch noch suchend zu wirken, war mir in einem, mitunter zwielichtigen Umfeld dann doch etwas unangenehm. Diese Erfahrung erschwerte mir die späteren Feldbeobachtungen ein wenig. Daher war ich ganz froh, hier nun unbehelligt verweilen und beobachten zu können.*

*Als ich gezahlt habe, beschließe ich dem Internetcafé auf der anderen Straßenseite einen Besuch abzustatten. Ich muss etwas einscannen und nutze die Gelegenheit es hier zu tun. Noch nie habe ich hier eine Frau gesehen. Auch jetzt befinden sich im Café ausschließlich Männer. Ich erkenne den jungen Mann an der Theke wieder. Es ist der junge Mann, der kurze Zeit zuvor im gleichen Imbiss-Restaurant zu Mittag gegessen hat. Auch er erkennt mich wieder: „Du bist nicht von hier, oder?“, fragt er mich. Doch schon, aber ich hätte keinen Scanner und müsste dieses Dokument per Email versenden, gebe ich schnell zur Antwort. Er hält mich wohl für eine der vielen Touristen hier. Während er das Dokument für mich einscannet, gibt es ein stetiges Kommen und Gehen, aber auch hier interessiert sich keiner für mich. Ich kann mich umsehen. Hier werden auch Telefonkarten für Telefonate in die verschiedensten Länder verkauft. Ich kann nur eine für den Iran erkennen. An der Wand hängt ein weißes Blatt Papier auf dem zu lesen steht: „Ausfüllhilfe für kurdische und arabische Iraker: Kindergeld, Mietvertrag, Aufenthaltsgenehmigung, Arbeitslosengeld I und II und anderes“, darunter geht es in arabischer Schrift weiter. Dann entdecke ich Flyer vom Import Export, die auf der Theke liegen. Einer wurde bereits als Notizzettel für eine Telefonnummer verwendet. Ich frage den jungen Mann, ob er wisse was das Import Export sei. Nein, er habe keine Ahnung, das habe irgendjemand dagelassen. Ich sitze noch eine Weile am Computer und öffne bereits gelesene Emails, um den Moment noch ein wenig hinaus zu zögern und noch ein bisschen von der Atmosphäre in diesem Café auffangen zu können.*

*Mein Nachbar sieht sich auf [www.youtube.de](http://www.youtube.de) ein Musikvideo an. Das Video zeigt ein Brautpaar umringt von tanzenden Gästen. Ich blicke unauffällig hinüber und notiere mir den Titel in meinem Mobiltelefon, als ob ich eine Kurznachricht schreiben würde.*

*Später recherchiere ich nach dem Titel und verfolge die Diskussion, die in einem dazugehörigen Forum darüber geführt wird. Im Forum wird dabei auf Russisch, Englisch, Persisch und in einer Sprache, die ich nicht erkennen kann, darüber diskutiert, ob es sich hierbei um eine armenische, kurdische oder georgische Hochzeit handle. In dem Punkt, dass es eine schöne Hochzeit sei, sind sie sich aber einig.*

*Als ich das Internet-Café verlasse, dämmt es bereits. Die Gruppe, die am Mittag noch an der Kreuzung gestanden hatte, ist verschwunden – nur ein paar Kürbiskernschalen am Boden zeugen noch von ihrem Zeitvertreib. Da es mittlerweile fast dunkel geworden ist, haben die Farben der umliegenden Straßen zugenommen – sie werden jetzt von bunten Leuchtreklamen erhellt.*

### **3. Feldzugänge: Vorgehen, Methoden und Quellen**

#### **3.1 Wahrnehmungsspaziergänge und Beobachtungen im Raum**

Diese Feldbeschreibung entstand aus einer Zusammenfassung meiner Feldnotizen, die ich in Anlehnung an John Lofland im Rahmen meiner ethnographischen Beobachtungen im Feld zwischen September und Dezember 2010 jeweils im Anschluss verfasste (vgl. Lofland 1979). Bevor ich mich anhand konkreter Fragen mit meinem Feld auseinandersetzen wollte, erschien es mir wichtig, erst einmal das bisher Erfahrene beiseite und das Feld unvoreingenommen auf mich wirken zu lassen. Ich wollte einen Eindruck von meinem Feld gewinnen und dieses selbst erleben, ohne das Bild, das mir das Projekt der Kammerspiele mit auf den Weg gegeben hatte, gezielt zu ver- oder falsifizieren. *Zu Erleben* bedeutete, mich einerseits ohne Ziel treiben zu lassen, andererseits alle alltäglichen Dinge wenn möglich an diesen Ort zu verlegen vom Essen über das Einkaufen, bis hin zum Friseurbesuch und das Lesen von Emails.

Ganz so unwissend und unbelesen, wie die Kommunikationswissenschaftler Jo Reichertz und Norbert Schröer es in ihrem Aufsatz zur Erhebung des Datenmaterials im Feld fordern, war ich jedoch nicht. Dennoch versuchte ich weitgehend ihren „Erhebungsprinzipien“ zu folgen und meine Daten im Feld „möglichst naiv“ und „unstrukturiert“ zu erfassen, mit dem Ziel später durch meinen eigenen Datentext „ins Grübeln“ zu kommen und „'alte' Überzeugungen“ möglicherweise zu überarbeiten (Reichertz/Schröer 1994: 63). Unter *Naivität* verstand ich zum einen, mir Phänomene stets genau anzusehen, obwohl ich meinte, diese bereits zu kennen und zum anderen in bereits bekannten Situationen genauer nach Hintergründen zu fragen „selbst dann, wenn

eine Antwort auf der Hand zu liegen [schien]“ (ebd. 64). *Unstrukturiertheit* wiederum hieß, mich nicht im Voraus auf zu konkrete Vorgehensweisen im Feld festzulegen, sondern mich auch von meinem spontanen Interesse und meiner Entdeckerlust treiben zu lassen. In Anlehnung an Robert Ezra Park, den Mitbegründer der *Chicago School of Sociology* beschreibt der Volkskundler Rolf Lindner dazu, dass Neugierde und der Wunsch Neues zu erfahren die „elementare Voraussetzung einer unvoreingenommenen Annäherung an soziale Wirklichkeit“ darstelle (Lindner 2007: 315). „Der wissenschaftliche Blick“ folge daher stets „Interessen und Neigungen“, wie auch die Volkskundlerin Johanna Rolshoven dazu bemerkt (Rolshoven 1993: 194).

Auch wenn Vorwissen, Interessen und Neigungen den Forscher stets begleiten und sich Ergebnisse und Erkenntnisse nie aus einer rein objektiven Perspektive darstellen lassen, erschien mir dies doch der beste Weg einen von anderen Darstellungen unabhängigen Eindruck vom Feld zu gewinnen. Und dennoch blieb es gleichzeitig notwendig mich im Vorfeld an das eigene Feld anzunähern und Informationen zu sammeln, um das Feld allmählich eingrenzen zu können.

Meine eigenen Beobachtungen im Feld waren jedoch für die späteren Erkenntnisse entscheidend. Denn die dichten und kompakten Raumformationen und spezifischen sozialen Praktiken im öffentlichen Raum und auf der Straße, die später in meinen Interviews wieder als Themen auftauchten, konnte ich dadurch selbst bestätigen. Die Wahl der Methode ergab sich aber nicht willkürlich. Denn die Art der Methode entscheidet schließlich darüber welche Daten man durch sie gewinnt und inwiefern diese Daten der Fragestellung dienlich sind, wie Reichertz und Schröer betonen (vgl. Reichertz/Schröer 1994). Zur Untersuchung der räumlichen und sozialen Strukturen des Viertels sowie der Wahrnehmungen dieser Raumstrukturen erwiesen sich *eigene (Raum-)Wahrnehmungsspaziergänge* als für mich unabdingbarer methodischer Zugang. Meine *Wahrnehmungsspaziergänge*<sup>8</sup> verstand ich dabei im Sinne Rolf Lindners als *Wahrnehmungsübungen* im Raum, die sich auf das räumliche Erscheinungsbild, unterschiedliche Kommunikationsformen, Verhaltensweisen und Körpersprachen, Bewegungen, Dynamiken und Stimmungen im Raum, so wie auf Kleidungsstile, Geräusche und Gerüche gleichermaßen konzentrierten (Lindner 2007: 317). Diese Vorgehensweise gleicht der - in der Methodenliteratur unseres Faches viel zitierten - *Teilnehmenden Beobachtung*. Als ein ganzheitliches Verfahren dient diese einer

---

8 Im Sinne des Kulturwissenschaftlers Wolfgang Kaschuba bezieht sich die Methode des Wahrnehmungsspaziergangs auf die Begleitung anderer Personen durch ihr eigenes Wohnviertel um etwas über deren „symbolische Raumorientierung“ und „soziale Beziehungsnetze“ zu erfahren. In Anlehnung an diese Vorgehensweise habe ich diesen Begriff übernommen und auf meine *persönliche* Wahrnehmung mittels des Spazierengehens im Raum übertragen (Kaschuba 2006: 211).

möglichst umfassenden Wahrnehmung von Werten, Regeln, Formen und Praktiken einer Gruppe und Situation, wobei gerade den subjektiven Erfahrungs-, Verunsicherungs-, und Lernprozessen eine bedeutende Rolle zugeschrieben wird (Kaschuba 2006: 207f). Da meine Vorgehensweise jedoch meist auf einem passiven Beobachten und nur bedingt auf einem aktiven Teilnehmen beruhte schien mir der Begriff des *Wahrnehmungsspaziergangs* treffender.

### 3.2 Verunsicherungsprozesse

Auch auf meinen Wahrnehmungsspaziergängen erfuhr ich jene *Verunsicherungsprozesse*, von denen Kaschuba oben im Rahmen der Teilnehmende Beobachtung spricht. Gerade zu Beginn begleitete mich das Gefühl, ich befände mich in einem 'fremden Feld'. Ein 'fremdes Feld', in dem ich mich aber vor allem auch durch meine eigene Unsicherheit unwohl fühlte. Diese Unsicherheit beruhte unter anderem auf dem Eindruck, mich in diesem Feld nicht mit den sozialen Strukturen auszukennen.

In seinem Aufsatz *Die Angst des Forschers vor dem Feld* beschreibt Rolf Lindner diesen ersten Kontakt zum Feld und die Ängste, die damit verbunden sind, als einen bedeutenden Moment für die *Feldforschung*.<sup>9</sup> Denn gerade diese „primären Einschätzungen“ seien es, die unter Umständen „soziale Erfahrungsgehalte“ zum Vorschein bringen, welche „von größerer Bedeutung“ sein könnten als alle anderen Daten einer Studie, die nach dieser „zu überwindenden Barriere“ erfasst werden würden (Lindner 1981: 61). Dieser selbst erlebte Verunsicherungsprozess führte mir meine eigenen Verhaltens- und Denkweisen vor Augen und ermöglichte mir gleichzeitig deren Hinterfragung.

Bereits im Vorfeld beschäftigte mich daher die Frage, wie sich ein 'Untertauchen' und unbehelligtes Beobachten durchführen ließe, wenn es kaum ein Café, eine Parkbank oder einen sonstigen Ort gab, an dem ich für längere Zeit hätte verweilen können. Die 'Sitzmöglichkeit' vor der Spielothek war mir erst während meiner späteren Beobachtungen aufgefallen. Zu Beginn scheute ich auch den Moment, mich alleine in eines der vielen Imbiss-Restaurants zu setzen. Manch einer trank hier zwar auch nur Tee ohne etwas zu essen, aber ich sah selten Frauen und kaum jemanden in meinem Alter hier verweilen. Mir kam sogar der Gedanke, man könne mich durch meinen beobachtenden Blick und mein Nachfragen für einen Art „Spion“ halten, wie es auch Lindner in seinem oben erwähnten Aufsatz beschreibt. Diese häufig auftretende „stereotype Einschätzung“ durch Akteure eines Feldes gegenüber einem „von außen

---

9 Vgl. Anmerkung 7

kommenden Forscher“, beruht auf den Bemühungen einer gegenseitigen Einschätzung und Einordnung (ebd.: 58). Dieser Einordnungsversuch ist von einer grundsätzlichen „Reziprozität“, einer Übertragung und Gegenübertragung zwischen Forscher und Beforschem begleitet, der auch ich in meinem Feld begegnete (ebd.: 51, 57). Allerdings unterlag ich umgekehrt ebenfalls „stereotypen Einschätzungen“ gegenüber dem Feld. Ein „anonyme[r] Raum, der uns der Notwendigkeit enthebt, unsere Anwesenheit zu legitimieren“, wie Lindner es vor allem für großstädtische Verkehrssysteme als ideale Ausgangspunkte von Feldbeobachtungen beschreibt, war für mich zu Beginn also nicht gegeben (Lindner 2007: 31).

Als ich das erste Mal einen Laden, ohne etwas gekauft zu haben, wieder verließ, hörte ich, die Kassiererin hinter mir lachen. Für einen kurzen Moment dachte ich dabei, sie könnte über mich gelacht haben, etwa nach dem Motto: „Mal wieder eine die mit leeren Händen aus unserem Laden geht“. Als ich mich allerdings umdrehte, sah ich wie sie sich mit einem Herrn unterhielt und sie schauten mir selbstverständlich nicht hinterher. Manchmal ertappte ich mich auch dabei, wie ich versuchte auf mein Feld gezwungen offen und freundlich zu wirken, immer zu grüßen und einen schönen Tag zu wünschen und mich damit in einer „soziale[n] Rolle“ zu kleiden, von der ich annahm, dass sie dem Feld gegenüber angebracht wäre (Lindner 1981: 55). Das anfängliche Unwohlsein im Feld paarte sich also mit einer gewissen Unsicherheit wie ich mich richtig zu verhalten habe. Stets war ich darauf bedacht, keine Grenzen zu übertreten und immer auf der Hut zu sein mich gerade jetzt in Zeiten einer neuen, durch Thilo Sarrazin angeheizten Debatte um Integration und Parallelgesellschaften, politisch korrekt zu verhalten (vgl. Käppner 2010).

Erst nach einigen Feldaufenthalten löste sich diese Spannung. Wie ich bereits in meiner Feldbeschreibung erwähnt habe, wick das Empfinden aufzufallen und als 'Fremde' erkannt zu werden, dem Eindruck nicht beachtet oder gar ignoriert zu werden. Ich begann mich freier und ungezwungener im Feld zu bewegen und es fiel mir im Laufe der Zeit leichter mit Menschen ins Gespräch zu kommen und auch auf diesem Wege Dinge über das Viertel zu erfahren. Die eigene Barriere einmal überwunden und selbst vermutlich mehr Gelassenheit ausstrahlend, schien mir 'das Feld' auch immer offener und gesprächiger zu werden. Als ich eines Morgens auf dem Weg zu einem Interview meinen mittlerweile gewohnten Weg durch die Straßen nahm, begegnete ich dem Restaurantbesitzer, in dessen Restaurant ich am Abend zuvor gegessen hatte. Mit einem lauten „Hallo, wie geht's?“ begrüßte er mich mit Handschlag auf der Straße und lud mich ein, später auf einen Tee vorbei zu kommen. Noch etwas benommen stellte ich

fest, dass ich mit einem Mal das Gefühl hatte, in irgendeiner Weise angekommen zu sein und fast gar 'dazu zu gehören'.

Diesem ersten Verunsicherungsprozess folgte also ein schrittweiser Lernprozess, wie ihn auch Kaschuba für die Teilnehmende Beobachtung beschreibt und wie er im besten Fall während einer Feldforschung erfahrbar werden kann. Denn durch die Nähe zu den Lebenswelten der sozialen Akteure und ihrer kulturellen Praxis wird der Forscher stets mit seinen eigenen Denkweisen und Wertemustern konfrontiert, wie Kaschuba betont (Kaschuba 2006: 195). Dieses Prinzip der „Fremderfahrung durch Selbsterfahrung“, auf das sich Kaschuba mit Verweis auf Karl - Heinz Kohl bezieht, ist es letztlich auch, „das in vieler Hinsicht erst die nötigen psychischen wie kognitiven Voraussetzungen für interkulturelle Verständigungs- und Verstehensmöglichkeiten schafft“ (Kohl 1993: 114, zitiert nach Kaschuba 2006: 198).

### **3.3 'Feldkonstruktion' und Entwicklung der Fragestellung**

Nachdem ich erste Eindrücke im Feld bereits während des Projekts Munich Central sammeln konnte, half mir der Besuch öffentlicher Sitzungen des Bezirksausschusses 2 (Ludwigsvorstadt-Isarvorstadt), einen Überblick über viertelspezifische Themen, Fragen und Probleme zu gewinnen. So konnte ich erfahren, dass man die Verdrängung der Wohnbevölkerung u.a. durch das Hotelgewerbe und eine zunehmende Spielhalleneröffnung bereits seit geraumer Zeit kritisch beobachtete und an Ideen und Konzepten arbeitete, das Viertel für die Bewohner und den spezifischen Einzelhandel zu erhalten. Gleichzeitig betonte man jedoch stets die Begrenzung des eigenen Handlungsspielraums, da es sich um ein im sogenannten *Flächennutzungsplan* ausgewiesenes Kerngebiet handelte. Darin sind Kerngebiete „als städtebauliche Verdichtungsbereiche definiert, die an Orten hervorragender Erreichbarkeit insbesondere mit öffentlichen Verkehrsmitteln liegen und sich durch eine Nutzungsmischung mit zentralen Einrichtungen auszeichnen“ (Flächennutzungsplan: 15f). Dies bedeutet unter anderem eine breitere Nutzungsmöglichkeit als beispielsweise in besonderen Wohngebieten und hat „weniger restriktive Handlungsmöglichkeiten“ zur Folge, wie man mir von Seiten des Bezirksausschusses erklärte. Konkret bedeutet dies, dass ein Antrag auf Eröffnung einer Spielhalle von Seiten der Stadt meist genehmigt werden muss oder dass reiner Wohnraum im Vergleich zum Gewerberaum teilweise erst ab dem zweiten Stockwerk ausgewiesen ist. Darüber hinaus äußerte man in den Sitzungen den Wunsch nach einer größeren Beteiligung der Bevölkerung des Quartiers am Stadtgeschehen, da Beschwerden oder Anregungen im Vergleich zu anderen

Quartieren in der Vergangenheit eher selten geäußert worden wären. In diesem Zusammenhang wurde auch das Projekt der Kammerspiele für seine gute Vernetzungsarbeit und Medienaufmerksamkeit gelobt.

Ein weiteres brennendes Thema betraf darüber hinaus die Diskussion um den Wegzug der Universitätskliniken München aus dem Innenstadtbereich und eine mögliche Luxussanierung der ehemaligen Klinikgebäude sowie die Debatte um einen möglichen Umbau des Hauptbahnhofs (vgl. Rühle 2010). Dieses Thema war bereits während des Workshops des Stadtprojekts der Kammerspiele erwähnt worden. Inmitten dieser beiden möglichen Sanierungs- und Erneuerungspole, so war die Befürchtung, könnten die aktuellen gewerblichen und sozialen Strukturen des Viertels vermutlich nicht standhalten. Und so führte die Diskussion schließlich zum Thema 'Erhaltungswert' des Viertels, welches besonders durch seine vielen Schulen, Übersetzungsbüros und sozialen Einrichtungen als besonders 'wertvoll' für die Stadt hervorgehoben wurde. Nicht zuletzt bot mir eine der Sitzungen die Möglichkeit, den ersten Kontakt zu einer Bewohnerin des Viertels für ein späteres Interviews zu knüpfen.

Auch die Untersuchung schriftlicher Materialien und Internetauftritte halfen mir, einen Überblick über mein Feld zu gewinnen. Dazu gehörten die Flyer, Veranstaltungshinweise, Pressematerialien und Internetauftritte des Projekts Munich Central, des Import Export, des Bezirksausschusses, des Vereins Südliches Bahnhofsviertel e.V. und des Quartiersmanagements und nicht zuletzt Presseartikel über das Viertel und die jeweiligen Veranstaltungen der einzelnen Institutionen.

Durch diese 'Einkreisung' des Feldes von außen kristallisierten sich für mich schrittweise wichtige Themenstränge heraus. So blieb bei allem angesammelten Wissen über das Viertel und gerade durch die spezifische Darstellung des Viertels während der Veranstaltung Munich Central unter anderem stets die Frage im Raum, welche Perspektive die Menschen, die selbst im Viertel lebten und arbeiteten, gegenüber 'ihrem' Viertel einnahmen und wie sich diese möglicherweise von der Perspektive der Kammerspiele, des Bezirksausschusses oder des Quartiersmanagements unterschied.

Meine erste Feldeingrenzung bezogen auf den sozialen Raum, sah also drei idealtypische Perspektiven vor, von welchen aus ich im Anschluss an meine Feldbeobachtungen das Feld näher beleuchten wollte: Zum einen Bewohner und Geschäftsbetreiber des Viertels, zum anderen Mitwirkende des Stadtprojekts Munich Central der Kammerspiele und als drittes die städtische Perspektive des Bezirksausschusses (Ludwigsvorstadt-Isarvorstadt) sowie des Quartiersmanagements. Als geographische Begrenzung meines Untersuchungsfelds lehnte ich mich an jene



Bezeichnung an, auf die im Rahmen von Munich Central und durch das Quartiersmanagement stets verwiesen wurde - das Südliche Bahnhofsviertel (vgl. Kapitel 2.1). Bezogen auf den zeitlichen Rahmen beschränkte ich mich auf eine Gegenwartsanalyse, wobei Erzählungen über vergangene Ereignisse in meine Beschreibungen mit einfließen.

Eine derartige Eingrenzung vorzunehmen, kommt einer radikalen Konstruktion des Feldes gleich, die hier nicht unbeleuchtet bleiben soll. Die Repräsentation bestimmter Nationalitäten ließ ich zu Beginn gezielt außer Acht, da dies nicht dem Fokus meiner Arbeit entsprach. Vielmehr plante ich, mit Ansässigen des Viertels ganz gleich welchem nationalen Hintergrunds zu sprechen, um dadurch einen möglichst vielseitigen Eindruck zu erhalten. Unter den 'Ansässigen des Viertels' verstehe ich sowohl Bewohner als auch Geschäftsbetreiber. Im Laufe des Feldforschungsprozesses wurde jedoch deutlich, dass eine breite Mischung schwer zu erreichen war, dass ich mich letztlich doch auf zwei Gruppierungen begrenzen und diese auch klar benennen musste.

Zunächst stellte sich die Kontaktaufnahme zu deutschen Bewohnern als schlichtweg einfacher dar, denn bereits während des Projekts Munich Central und bei späteren Veranstaltungen des Import Export ergab sich die Möglichkeit, Kontakte zu deutschen Bewohnern im Viertel herzustellen. Erst über diese fanden sich dann Kontakte zu Ansässigen der ersten und zweiten Generation<sup>10</sup> türkischer und türkisch-bosnischer Migranten im Viertel.

Da ich vor allem persönliche Bezüge zum Viertel sowie öffentliche Veranstaltungen im und über das Viertel nutzte, um Gesprächspartner für meine Interviews zu finden, begrenzte sich die Auswahl auf meine eigenen Beziehungen und deren Bekannte und auf an jenen Veranstaltungen interessierte Menschen. Auf diesem Weg fand ich beispielsweise keinen Anschluss zur Gruppe der 'Araber', wie sie häufig verallgemeinernd bezeichnet werden. Damit sind vorwiegend Bürger der arabischen Halbinsel wie Saudi-Arabien, den Vereinigten Arabischen Emiraten oder dem Oman gemeint, wobei auch irakische Bürger mitunter unter diese Bezeichnung fallen. Diese weitläufig umfasste Gruppe erfährt mittlerweile einen spürbaren Zuwachs im Viertel. Dies machten Bemerkungen deutlich, die betonten, dass man es hier nicht mehr mit einem „Klein-Istanbul“, sondern einem „Klein-Bagdad“ zu tun habe und dass türkische Geschäfte mittlerweile weniger finanzstarke Investoren als vielmehr finanzstarke 'Araber' zu befürchten hätten. Letztlich entschied auch der begrenzte Rahmen meiner

---

<sup>10</sup> Mit der sogenannten 'zweiten Generation' sind in der Regel in Deutschland geborene Kinder von Einwanderern gemeint (vgl. Heinrich Böll Stiftung).

Arbeit darüber, mich auf die genannten zwei Gruppen zu begrenzen.

Gleiches gilt unter anderem auch für die hohe Anzahl an Touristen, die in einem der zahlreichen Hotels im Viertel übernachten und die als gesonderte Gruppe eine eigene Nennung Wert wären. Auch die Gruppe der bulgarischen Migranten, die mittlerweile zum festen Bestandteil des Viertels gehören, kann in dieser Arbeit nur am Rande beleuchtet werden. Diese Gruppen stellten vielmehr ein Verdichtungsmoment spezifisch subjektiver Sichtweisen und Einstellungen dar, die im Reden und Erzählen meiner Interviewpartner über diese Menschen zum Vorschein traten. In Form thematischer Verdichtungen sollen diese genannten Akteure in der vorliegenden Arbeit Berücksichtigung finden.

Durch die Konstruktion des Feldes, das Auswählen und gleichzeitige Ausgrenzen bestimmter Gruppierungen und Themen im Feld, wird diese Arbeit dem Anspruch einer repräsentativen Darstellung des Feldes dem ersten Eindruck nach nicht gerecht. Dies führt mich zu einer fachinternen Methodendiskussion innerhalb der Volkskunde, welche in den 1970er Jahren geführt wurde.

Inhalt der Auseinandersetzung stellte jene Frage nach der Relevanz qualitativer Forschungen dar, die den Ruf nach genauer Messung soziokultureller Prozesse sowie nach stichfesten, objektiven Ergebnissen laut werden ließ. Nach einer Methodenwende Ende der 1970er Jahre erhielten qualitative oder sogenannte weiche Forschungsmethoden jedoch eine Schlüsselstellung innerhalb der Volkskunde, die sie bis heute beibehielten (Schmidt-Lauber 2001: 167). Eine qualitative methodische Herangehensweise zeichnet sich dabei durch ihre „Lebensnähe“, die „Fokussierung [der] Alltagskultur“ und die Auseinandersetzung mit dem „erlebende[n] Individuum im gesellschaftlichen Gefüge“ aus (ebd.). Dies bedeutet letztlich, dass es nicht allein Zahlen sind, die über die Relevanz qualitativer Forschungen bestimmen, sondern andere Fragen an Bedeutung gewinnen (ebd.). So muss im Anwenden qualitativer Methoden in der Feldforschung der Rolle des Forschers und seiner Beziehung zum Forschungssubjekt besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Reflexionen über den Forschungszugang, dessen Verlauf und über die Interaktionen im Feld, wie ich sie bereits angedeutet habe, sind es also, die gegenüber den Zahlen an Relevanz gewinnen (vgl. Kapitel 3.2).

Ethnographischen Untersuchungen liegt es zu Grunde, dass wir stets „unsere Nächsten“ beobachten. Ihnen gegenüber können wir „nicht die gleiche unberührte Haltung einnehmen“ wie es der Insektenforscher gegenüber dem Insekt vermag (Kaschuba 2006: 199). Worauf Kaschuba hier zu sprechen kommt, ist der angedeutete besondere Bezug

des Forschers zum Subjekt. Schon allein die Anwesenheit des Forschers stellt dabei einen Eingriff in die Natürlichkeit des Feldes dar. Fragen und Äußerungen des Forschers und bereits der erste Kontakt zum Feld lösen ein Nachdenken des Befragten über sich und sein soziales Umfeld aus, wodurch dieser sich mitunter ganz neue Fragen zu stellen beginnt. Bereits in diesem Moment hat der Forscher es nicht mehr mit dem Feld zu tun, das er vorhatte zu untersuchen, sondern in gewisser Weise mit einem reflektierten Feld. Darüber hinaus führt auch die spezifische Fragestellung dazu, nur einen ausgewählten Teil des Feldes zu betrachten und eine Verkürzung vorzunehmen, die neue Zusammenhänge herleitet.

In dieser Hinsicht bezieht sich meine Fragestellung wiederum nur auf einen kleinen Bereich dessen, was bereits als Feld eingegrenzt wurde. Nicht das ganze Quartier steht im Fokus, nicht seine ganze Geschichte und auch nicht alle Menschen, die in ihm leben, arbeiten oder nur für kurze Zeit dort verweilen. Gerade bei einem Stadtviertel, das in besonderem Maße durch Migration geprägt ist, wäre es beispielsweise naheliegender erschienen, sich intensiver als es in dieser Arbeit der Fall ist, mit theoretischen Abhandlungen zur Migration zu befassen. Doch meine Feldforschungsergebnisse führten mich auf andere Spuren, für die andere Theorie- und Themenkomplexe als Erklärungsgrundlage dienen (vgl. Kapitel 4).

Jedes ausgewählte Thema bezieht sich also auf ganz bestimmte Ausschnitte eines Feldes und kann andere Bereiche dadurch nicht berücksichtigen. Dies bedeutet, dass wir „dem Gegenstand unserer Fragestellung eine Bedeutung [verleihen], die außerhalb unserer Forschungswirklichkeit so nicht existiert“ (ebd.: 200). Aber auch wenn „nichts mehr ganz so [ist], wie es vorher war [...] können wir in dieser von uns veränderten Situation – indem wir sie methodologisch mitbedenken – wichtige Erkenntnisse über die anderen und uns gewinnen“ (ebd.).

Diese Reduktion des Feldes birgt allerdings die Gefahr des 'othering'. Damit ist eine „kulturelle[...] Distanzierung und Verfremdung des Anderen“ gemeint, die sich durch die Beobachtung und Beschreibung von außen einstellt. Auch hier haben wir es mit einem konstruierenden Moment zu tun, das im Versuch den Anderen zu verstehen, erst einmal sein „Anders-Sein“ und seine Differenzen zum Selbst betont (ebd.: 198). Dieser Schritt ist jedoch unabdingbar, um ein bestimmtes Ziel und eine bestimmte Fragestellung verfolgen zu können und beschreibt gleichsam eine „erkenntnistheoretische[...] Not“, die Kaschuba zu Folge einem „Verstehensversuch“ den „Versuch des Begreifens“ voranstellt. Im Prozess des Begreifens wird der Untersuchungsgegenstand dabei in einzelne Teile aufgegliedert und „objektiviert“ (ebd.:

198f). Erst im Prozess des Verstehens können diese einzelnen Bestandteile dann in neuer Formation zusammengefügt und Beziehungen und Verbindungen zwischen ihnen erkannt werden.

Auch meine Interviews hatten durch ihren Frageleitfaden, an dem ich mich in groben Zügen orientierte, bereits einen gewissen Themenbereich im Auge. Mich interessierte, in welcher Beziehung der Einzelne zum Viertel stand, wie er sich selbst dort verortete und wie er das Viertel erlebte. Erst im Verlauf des Gesprächs ging ich dazu über, nach Besonderheiten des Viertels zu fragen. Hier war von Bedeutung an welchen äußeren Merkmalen oder Praxen diese Besonderheiten erkennbar waren und inwiefern sich das Viertel von anderen Stadtvierteln Münchens unterschied, bzw. diesen ähnelte. Auffallend war, dass das Thema der Abgrenzung zu anderen Vierteln oder manchmal gar zur ganzen restlichen Stadt teilweise von meinen Interviewpartnern selbst angesprochen wurde, bevor ich selbst die Möglichkeit hatte, die Frage danach zu stellen. Diese teils klare Distinktion durch besondere Merkmale des Viertels, war mir bereits in den Veranstaltungshinweisen des Stadtprojekts der Kammerspiele aufgefallen. Allerdings hatte ich damals hinter diesen Beschreibungen eher werbestrategische Maßnahmen für die eigene Veranstaltung vermutet. Mir erschienen Bezeichnungen, die vom „Zentrum urbanen Lebens“ und „Viertel mit Weltstadtcharakter“ sprachen, zunächst konstruiert und überzogen (vgl. Workshopankündigung). Ich konnte mir nicht vorstellen, dass diejenigen, die ihren Alltag im Viertel verbrachten 'ihr Viertel' als einen derart besonderen Ort wahrnehmen würden. In meinen Interviews ging ich also der Frage nach, was es mit dem Viertel tatsächlich auf sich hatte und wie dieser Raum von den Befragten wahrgenommen und abgegrenzt wird. In die Beantwortung der Frage nach dem Raum und seiner Wirkung auf den Einzelnen mischten sich dabei stets soziale Elemente hinein. Denn wie der Raum wahrgenommen und abgegrenzt wird, hat nicht nur mit den sichtbaren äußeren Merkmalen des Raums zu tun, sondern auch damit, wie die Menschen in diesem Raum agieren und wie sie sich im Raum bewegen. Auf die Auseinandersetzung der Verbindungen zwischen räumlichen und sozialen Momenten werde ich später ausführlich eingehen (vgl. Kapitel 4.3.1).

In der Beschäftigung mit meinem Feld kristallisierten sich also zwei Themen heraus, die ich in der vorliegenden Arbeit untersuchen möchte. Dies ist zum einen die Frage nach individuellen Raumwahrnehmungen im Südlichen Bahnhofsviertel und wie dieses Quartier nach außen hin abgegrenzt wird. Zum anderen wird es um die Frage gehen welche individuellen Vorstellungen mit Urbanität und großstädtischem Leben verbunden sind.

### **3.4 Die Interviewführung: „Eine geistige Übung“**

Für die Auswahl meiner Interviewpartner hielt ich mich an meine ursprüngliche Feldkonstruktion, in der ich mich dem Viertel aus drei Perspektiven nähern wollte. Entgegen meiner ursprünglichen Vermutungen überschneiden sich diese Perspektiven jedoch stets, so dass ich mich im Verlauf der Interviewführung verstärkt an konkreten Themen, statt an einzelnen Perspektiven zu orientieren begann.

Insgesamt führte ich elf Interviews mit 16 Gesprächspartnern (bei fünf Interviews sprach ich mit zwei Personen), die alle, bis auf ein schriftliches Interview, aufgenommen, transkribiert und inhaltlich analysiert wurden. Darüber hinaus wurden mit 15 weiteren Personen informelle Gespräche geführt, über die ich im Anschluss Gesprächsprotokolle verfasste. 14 von allen Befragten waren Bewohner. Von ihnen lebte eine Person erst seit kurzer Zeit, die meisten erst seit einigen Jahren und die wenigsten schon seit 20 Jahren und länger im Viertel. Bis auf vier Studenten sind alle meiner Befragten in unterschiedlichen Branchen berufstätig oder bereits im Ruhestand. Die Altersspanne reichte dabei von 21 bis 75 Jahren.

Etwas mehr als die Hälfte aller befragten Bewohner gehörte der ersten und zweiten Generation türkischer, bzw. zwei von ihnen der ersten und zweiten Generation türkisch-bosnischer Migranten an. 13 meiner Gesprächspartner waren darüber hinaus durch unterschiedliche Gewerbe mit dem Viertel verbunden, nur vier von den Gewerbetreibenden wohnten auch dort. In sechs Interviews führte ich darüber hinaus Gespräche mit Vertretern aus dem Bezirksausschuss, dem Planungsreferat und dem Quartiersmanagement und in sechs weiteren Gespräche mit Mitwirkenden des Stadtprojekts Munich Central der Kammerspiele.

Anhand dieser Aufzählung wird eine Gewichtung deutlich, die auf Bewohnern und Gewerbetreibenden des Viertels lag. Dies ist durch die Bedeutung der Raumwahrnehmung für meine Untersuchung zu erklären. Durch die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Lebenswelt, in diesem Fall der Lebenswelt des Südlichen Bahnhofsviertels, bzw. durch die alltägliche Teilnahme an ihr, verdichten sich die Eindrücke und Erfahrungen in diesem Raum. Die eigene subjektive Sinnwelt und das soziale Handeln sind daher stärker mit diesem Lebensraum verbunden, als dies bei Besuchern der Fall ist. Die Frage nach räumlichen und sozialen Strukturen kann daher durch die genannten Gruppen am besten beantwortet werden. Gleichwohl ist die Wirkung eines Raums auch bei weniger stetigem Aufenthalt in ihm spürbar. Aus diesem Grund waren es auch Menschen, die sich bereits über eine längere Zeit mit dem Viertel auseinandergesetzt hatten, die mir für meine Befragung wichtig erschienen.

Wie über die qualitativen Forschungsmethoden allgemein ist auch über das Interview und die verschiedenen Vorgehens- und Umsetzungsweisen der Gesprächsführung in unserem Fach viel diskutiert worden. Ich möchte an dieser Stelle zwei Autoren herausgreifen, die für die Durchführung meiner Interviews bedeutend waren: der Soziologe und Ethnologe *Pierre Bourdieu* und die Kulturanthropologin *Brigitta Schmidt-Lauber*.

In Anlehnung an Brigitta Schmidt-Lauber entsprachen meine Interviews einer problemzentrierten, leitfadenorientierten Gesprächsführung. Zwar gab es bestimmte Themen, auf die ich zu sprechen kommen wollte. Ein strukturierter Ablauf war aber nicht vorgesehen. Wichtiger als einem strukturierten Gesprächsfaden zu folgen, war es mir, den Gesprächsfluss aufrecht zu erhalten. Was in den ersten Interviews noch etwas holprig verlief, entwickelte sich im Laufe der Zeit zu einem flüssigen Gespräch, in dem ich ohne schriftliches Hilfsmaterial auskam und meine Fragen „situationsangemessen“ einfließen lassen konnte (Schmidt-Lauber 2001: 175f). In manchen Fällen bediente ich mich darüber hinaus so genannter „Gesprächsanreize“, um eine Art Diskussion mit dem Gesprächspartner herauszufordern (ebd.: 177). Dazu dienten jene Flyer und Veranstaltungshinweise der Kammerspiele, die mich selbst zu Beginn meiner Forschung auf mein Feld aufmerksam gemacht hatten (vgl. Kapitel 1; 2.1). Bereits bei einem der ersten Interviews führte ich das Gespräch mit zwei Personen. Was mir im Voraus besonders im Hinblick auf die spätere Transkription und Analyse als eine erschwerende Herausforderung erschien, stellte sich während des Gesprächs als aufgelockerte Atmosphäre dar. So begannen die Gesprächspartner eine rege Diskussion über das angesprochene Thema zu führen, in der ich selbst in den Hintergrund rücken und dem Gesprächsverlauf still folgen konnte.

Eines der Themen, mit der sich die erwähnte Methodendiskussion um das Interview befasst, ist die Interviewsituation selbst. Im Idealfall stellt sich dabei eine freie und natürliche, dem Alltagsgespräch gleichende Atmosphäre ein, in welcher der Gesprächspartner das Vertrauen zum Forscher findet und frei erzählen kann. Bis auf ein Interview bevorzugte ich es daher meine Interviewpartner in ihrer vertrauten Umgebung, statt in einem Café oder an einem anderen öffentlichen Ort zu treffen. Meist dauerten die Gespräche bis zu zwei Stunden, da sie nicht ausschließlich meine Interviewthemen behandelten. Eine Vertrauensbeziehung herzustellen, bedeutete für mich auch, von mir zu erzählen, meine eigenen Interessen am Thema und meine Vorgehensweisen zu erklären (ebd.: 176). Mein Gegenüber sollte nicht sofort mit Fragen konfrontiert werden und so die Möglichkeit haben, sich an die Gesprächssituation zu

gewöhnen. Denn die Befragungssituation bleibt schließlich, so Bourdieu, auch wenn sie „die reine Erkenntnis zum Ziel setzt“ dennoch eine „soziale Beziehung“ (Bourdieu 1997: 780).

Oftmals betonten die Gesprächspartner schon im Voraus ihre eigene Unwissenheit oder die Sorge, dass sie mir möglicherweise bei meinen Fragen nicht weiterhelfen könnten. Um diese Unsicherheit zu beseitigen, erschien es mir wichtig, mein Interesse an ihren persönlichen Sichtweisen und Einstellungen zu betonen.

Eine vertraute Stimmung herzustellen, ist also stets die Aufgabe des Forschers. Gleichzeitig wird in der Methodendiskussion davor gewarnt, einen zu großen Einfluss auf den Gesprächspartner auszuüben, weil dadurch Gesprächsinhalte möglicherweise verfälscht werden könnten. Diese Aufgabe eines Gesprächsleiters sich einerseits zurückzunehmen, den Gesprächsverlauf andererseits aktiv aufrecht zu erhalten stellt somit die eigentliche Herausforderung des Interviews dar. Denn trotz aller physischen und geistigen Vorbereitungen ist nicht jede Stimmung kontrollierbar. Nicht zuletzt haben auch gegenseitige Sympathien einen entscheidenden Einfluss auf den Ausgang eines Interviews. Das Gespräch dabei in Gang zu halten, bedarf Bourdieu zu Folge des „aktiven und methodischen Zuhörens“, das bis zu einer Art „Anpassung“ an Sprache, Sichtweise und Gefühle des Gegenübers reichen kann (ebd.: 782). Dieses Hineinversetzen in die Situation des Anderen durch eine verstehende, teilnehmende Haltung gegenüber seiner Position, ist es, was Bourdieu mit einer *geistigen Übung* umschreibt (ebd.: 788). Im besten Fall ergab sich in meinen Interviews durch diese geistige Übung eine Gesprächssituation, die einem Alltagsgespräch ähnelte und in der jeder frei war, etwas zu sagen *und* umgekehrt Fragen zu stellen, in der die Hierarchie zwischen Befragtem und Forscher zwar sicherlich nicht aufgelöst, doch aber durchbrochen wurde.

### **3.5 Die Analyse des Materials: „Verdichtungen“**

Im Idealfall geht die Erschließung des Materials und dessen Auswertung mit der Erarbeitung theoretischen Materials Hand in Hand. Erst im Kontakt mit dem Feld kristallisierten sich auch in meinem Fall Themen und Fragen heraus, die später durch theoretisches Material verdichtet werden konnten. Daher erschien es hilfreich, der Feld- und Interviewphase möglichst bald im Anschluss eine erste Auswertungs- und Transkriptionsphase folgen zu lassen. Denn eine frühe Interpretation ermöglicht eventuelle Lücken zu schließen, offenen Fragen nachzugehen und die eigene Interviewführung zu optimieren. Auch das wiederholte Anhören aufgenommener

Interviews unterstützte meine spätere Interviewanalyse, da sich aus dem transkribierten Material mitunter eine ganz andere Bedeutung als aus dem gesprochenen Interview ergab (vgl. Schmidt-Lauber 2001: 179). Diese Erstinterpretationen ließen sich im Verlauf der Arbeit durch verschiedene Techniken verdichten. Zum einen ergaben sich daraus Themen, die an unterschiedlichen Stellen wiederholt auftauchten und somit an Relevanz gewannen. Zum anderen wurden durch den Analyseprozess, in dem „eigene Selbstverständlichkeiten“ durchbrochen und neue „Lesarten“ entwickelt werden können, Bezüge zwischen den Themen deutlich, die allmählich zu „Hauptlinien“ der Arbeit führten (Reichertz/Schröer 1994: 72ff).

Die strukturierte Auswertung meiner Interviews erfolgte in Anlehnung an die Vorgehensweise der *Grounded Theory*, die auf Barney Glaser und Anselm Strauss zurück zu führen ist (vgl. Glaser/Strauss 1967). Basis dieser Methode ist es unter anderem, die Verfahrensschritte der Datenerhebung, -analyse und Theoriebildung nicht in aufeinander folgenden Schritten abzuhandeln, sondern diese Schritte stetig ineinander greifen zu lassen. Darüber hinaus stellen der kontinuierliche Prozess des Vergleichens und der des Kodierens, bzw. des Bildens von Kategorien, grundlegende Paradigmen der *Grounded Theory* dar (Strübing 2002: 329f; Flick 2006: 257ff). Das Datenmaterial kann dabei Stück für Stück durch Fragen, die an den Text gestellt werden, aufgebrochen werden.<sup>11</sup> Das Kodieren entspricht in diesem Prozess dem „Benennen von Phänomenen mit Hilfe von Begriffen, die abstrakter und prägnanter sind als oberflächliche[...], allgemein gehaltene[...] Beschreibungen“ (Muckel 2007: 217). Die Entwicklung von Kategorien hingegen kommt einem verdichtenden „Nachdenken“ gleich, das „mehr und mehr um bestimmte Begriffe zu kreisen“ beginnt (ebd.). Dieses Verfahren half mir zum einen durch seine strukturierte, schrittweise Herangehensweise und zum anderen durch seine Anleitung zu einem intuitiven Assoziieren und Hinterfragen von Textstellen und führte schließlich zum „Denken und Schreiben in Relationen“ (ebd: 228).

---

<sup>11</sup> In meinem Fall waren dies beispielsweise Fragen wie: Wer beschreibt das Viertel?, Wie und auf welche Art und Weise wird es beschrieben?, Was kommt in diesen Beschreibungen zum Ausdruck?



## 4. Zentrale Begriffe und theoretische Zugänge

### 4.1 Die Stadt als Erfahrungsraum

Im Jahr 1983 widmete die *Deutsche Gesellschaft für Volkskunde* dem Thema „Großstadt“ erstmals eine gesamte Tagung, die in Berlin stattfand (vgl. dgV). Wie der dazugehörige, zwei Jahre später erschienene Tagungsband zeigt, bildeten damals vor allem Auseinandersetzungen mit „der historische[n] Entwicklung der Großstadt“ und ihren „Auswirkungen auf Kultur und Lebensweise“ und kaum gegenwartsbezogene Untersuchungen den Schwerpunkt volkskundlicher Großstadtforschungen (Bausinger 1985: 9). Darauf verweist unter anderem ein von Gottfried Korff in jenem Band erschienener Aufsatz unter dem Titel „Mentalität und Kommunikation in der Großstadt“ (Korff 1985). Darin zeichnet Korff am Beispiel der Stadt Berlin Modernisierungsprozesse des 19. und 20. Jahrhunderts nach und untersucht deren Auswirkungen auf die sozialen Interaktions- und Kommunikationsformen in der Großstadt (ebd.: 349).

In seiner Analyse legt Korff dabei einen besonderen Fokus auf den wirtschaftlichen und sozialen Wandel der Stadt Berlin, die sich Schritt für Schritt zu einer „Stadt der 'großen Industrie'“ entwickelte. Dieser Wandel, der sich vor allem durch eine zunehmende Zuwanderung vom Land in die Stadt und dadurch bedingte steigende Einwohnerzahlen auszeichnete, veränderte Korff zu Folge auch das Zusammenleben der Menschen in der Großstadt (ebd.: 346). Wie Korff darlegt, gingen mit diesem Prozess der Urbanisierung also nicht nur Veränderungen der räumlichen Strukturen in der Stadt einher, die unter anderem durch zunehmende Bewohnerdichte und Engpässe bei der Wohnungsversorgung spürbar waren. Vielmehr vermochte es Korff damals „zu zeigen, daß die Urbanisierung, die äußere und die 'innere', die Gesellschaft und den Menschen verändert hat[te]“ und dass das Thema Großstadt daher ein bedeutendes Forschungsgebiet für die Volkskunde darstellte (ebd.: 354f).

Wie dieser kurze Abriss und der Blick auf frühere Kongresse der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde verdeutlicht, stellten Großstädte und das Leben in der Stadt in den 1980er Jahren noch keinen etablierten Forschungsgegenstand im Fach dar. Vielmehr waren Denkanstöße wie diese notwendig, die dazu anregten sich von „der heilen Welt des Dorfes“, in dem sich die Volkskunde „so wohl fühlte“ in die Stadt zu wagen und den „Daseinsformen der Stadt“ zu widmen (ebd.).

Als Grund für die späte Annäherung an das Thema Stadt können den Kulturanthropologen Michi Knecht und Peter Niedermüller zu Folge unter anderem die

dominierenden „Projekte der nationalen Geschichtsschreibung“ herangezogen werden, in welche die Volkskunde während des 20. Jahrhunderts eingebunden war (Knecht/Niedermüller 1998: 4f).

In einem Aufsatz, der 1998 im Zuge einer europäischen Sommerschule zum Thema *Ethnographies of Urban Life*<sup>12</sup> erschien, konstatieren Knecht und Niedermüller, dass die modernen, industrialisierten und von kultureller und sozialer Heterogenität geprägten Großstädte in jener Zeit noch verstärkt als „Orte des Fremden am falschen Ort“ galten (ebd.).

Etwas mehr als zehn Jahre nach dem erwähnten Volkskundekongress in Berlin erkannten Knecht und Niedermüller noch immer einen nur „zarte[n] 'Aufschwung' stadtethnologischer Forschungen“ und forderten erneut, sich der Stadtforschung intensiver zu widmen, da Städte für sie „privilegierte Orte für die Wahrnehmung und Erforschung von [gesellschaftlichen] Transformationsprozessen“ darstellten. An diesen zeichne sich das „Ineinanderwirken von Makro- und Mikroebenen, die Artikulation von strukturellen Veränderungen“, sowie „die Überlappung zwischen lokalen und globalen Entwicklungen“ besonders deutlich ab (ebd.: 3). Eine umfassendere Auseinandersetzung mit „Urbanität, städtische[m] Alltag und [...] Stadt als Erfahrung“ fand zwar bereits seit den 1970er Jahren statt, die Stadt als „eigentlicher Fokus“ im Vergleich zur Stadt als „Untersuchungsort“ erlangte damals jedoch noch kaum Beachtung (ebd.: 5).

Diese Differenzierung, die Stadt selbst oder die Stadt als Untersuchungsort zu betrachten, erinnert an das 1980 erschienene programmatische Werk *Exploring the City*, in dem der Sozialanthropologe *Ulf Hannerz* verschiedene Herangehensweisen von Stadtuntersuchungen unterscheidet. So konstatiert Hannerz für die anthropologische Auseinandersetzung mit der Stadt in den 1960er und 1970er Jahren, dass diese noch weit von einer Disziplin der *urban anthropology* entfernt war (Hannerz 1980: 1). Denn wenngleich sich besonders die US-amerikanische Anthropologie in jener Zeit verstärkt mit der Stadt auseinanderzusetzen begann, konzentrierte sie sich vor allem auf Themen *in* der Stadt und weniger auf die Stadt *selbst*. Hannerz zu Folge waren unterschiedliche Auseinandersetzungen mit der Stadt also vor allem darin zu unterscheiden, inwiefern sie die Stadt als „locus“, oder die Stadt im Gesamten als „focus“ betrachteten (ebd.: 3f). Mit einer begrenzten Betrachtung des Kleinräumigen in der Stadt, so betont Rolf Lindner mit Bezug auf Hannerz, ginge aber „nicht nur das Spezifische an dem Gebilde 'Stadt' verloren, [sondern] auch die spezifische Stadt“ käme dabei abhanden (Lindner

---

12 Der genaue Titel der Sommerschule lautete: „Ethnographies of Urban Life. Social, Symbolic, and Spatial Processes in Berlin“, diese fand im Juli/August 1997 an der Humboldt-Universität in Berlin statt (Knecht/Niedermüller 1998: 3).

2003: 46). Diese Dialektik von *locus* und *focus* ist Lindner zu Folge insofern entscheidend, als dass sie uns als Forscher darauf aufmerksam macht, den Bezug unseres konkreten Untersuchungsortes zur jeweiligen Stadt nicht zu verlieren und damit zu vermeiden, dass dieser nicht „ebenso gut in der einen wie in der anderen Stadt“ hätte liegen können (ebd.).

Der historische Blick auf die Stadt wich allmählich einer verstärkt gegenwarts- und alltagsbezogenen Perspektive, wie sie beispielsweise von Wolfgang Kaschuba 1999 in seinem Einführungswerk zur Europäischen Ethnologie formuliert wurde. „Die Großstadt“, so stellte Kaschuba fest, sei „als ein Mosaik verschiedenartigster sozialer Räume und kultureller Milieus, unterschiedlichster Wahrnehmungsweisen und Lebensstile [...] nur noch am Ort, als ein Feld und im Feld angemessen zu erfassen“ (Kaschuba 2006: 203).

Im Gegensatz zu dieser vergleichsweise späten volkskundlichen Thematisierung des Urbanen gewann die Stadt als Untersuchungsgegenstand in anderen Disziplinen, unter anderem in der Soziologie schon früher an Bedeutung. Zu jener Zeit der „tiefgreifenden Veränderungen des Modernisierungs-, Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozesses“ im Umfeld der Wende des 20. Jahrhunderts, die Gottfried Korff 1985 in seiner Untersuchung rückblickend betrachtet hatte, setzte sich der Soziologe *Georg Simmel* bereits mit dem großstädtischen Leben auseinander (Hengartner 2005: 69). In seinem Aufsatz *Die Großstädte und das Geistesleben*, der 1903 erschien, benannte Simmel „Nervosität und Anonymität, die Hektik und Flüchtigkeit der Begegnungen, und de[n] transitorische[n] Charakter urbaner gesellschaftlicher Beziehungen als Signaturen städtischen Lebens“ (ebd.; vgl. Simmel 1903). Bis heute stellt dieser Aufsatz eine einflussreiche Referenz innerhalb der Stadtforschung dar, wie Thomas Hengartner bemerkt (Hengartner 2005: 69). Zu den vielfachen Verweisen auf Georg Simmel innerhalb der Stadtforschung gehört darüber hinaus auch seine Charakterisierung des Großstädtlers, der sich Simmel zu Folge durch Blasiertheit, Gleichgültigkeit und Distanziertheit auszeichne (Siebel 2004: 26).

Einen wesentlichen Einfluss auf die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Stadt übte darüber hinaus die *Chicago School of Sociology* aus, die „bis heute als die bedeutendste Strömung der Stadtforschung“ gilt (Lindner 2004: 113). Auch Simmel steht mit der Entwicklung dieser Schule in gewisser Weise in Verbindung. *Robert Ezra Park*, der die Schule 1915 begründete, hatte in Berlin unter anderem bei Georg Simmel gelernt, der in diesem Sinne mit zu den Vordenkern der Chicago School gezählt werden kann (Wildner 1995: 6). Während die Schule in den Jahren 1915 bis 1932 ihre Hochzeit

erlebte, ist heute bereits von einer zweiten und dritten Chicago School die Rede (Lindner 2004: 113).

So kristallisierten sich im Verlauf der Zeit zentrale Fragestellungen der Stadtethnologie heraus, die sich zum einen mit dem „Wesen der Stadt“ und zum anderen mit dem Einfluss der Urbanität auf „das Alltagsleben der Menschen“ befassten (Wildner 1995: 2). Diese Fragen wurden darüber hinaus von Definitionsversuchen begleitet, die das Urbane zu erklären versuchten. Eine bis heute bedeutende Definition der Stadt geht dabei auf den Soziologen *Louis Wirth* zurück, der ebenfalls der Chicago School angehörte (ebd.). In seinem 1938 erschienenen Aufsatz *Urbanism as a way of life* bezeichnete er die drei Kategorien Größe, Dichte und Heterogenität als typische Faktoren des städtischen Lebensstils (ebd.; vgl. Wirth 1938). Thomas Hengartner zu Folge verfügt dieses Konzept bis heute über eine „bestechende Erklärungskraft“, da es die Stadt besonders in ihrer räumlichen Gestalt zu beschreiben vermag (Hengartner 2005: 70).

Dieses Verständnis von Urbanität, wie es unter anderem von Wirth und Simmel definiert wurde, bildete sich vor allem auf der Basis einer klaren Grenzziehung zwischen ländlichem und städtischem Leben heraus. Heute hat diese Differenzierung allerdings ihre allgemeine Gültigkeit verloren, denn die urbane Lebensweise kann nicht mehr allein im konträren Unterschied zum ländlichen Leben gedacht werden. Vielmehr haben sich urbane Vergesellschaftungsformen, die durch Anonymität, Flüchtigkeit und Gleichgültigkeit, gleichsam aber auch durch eine Demokratisierung und eine individuelle und freie Lebensweise gekennzeichnet sind, zu einem „allgemeinen Prinzip der Lebensgestaltung“ entwickelt (Löw/Steets 2008: 10f).

Das Interesse und die Zugänge zur Stadt haben sich somit gewandelt und das Verständnis von Urbanität ausdifferenziert. Indem Urbanität „ausdrücklich *kein* ausschließliches Merkmal bestimmter städtischer Gebilde“ mehr darstellt, richtet sich der Blick verstärkt „auf den Menschen“ und auf die „gelebte und erfahrene, kurz: die alltägliche Dimension von Urbanität“ (Hengartner 2005: 71, Hervorh. i. Org.). Es ist somit vor allem der Bezug zum Menschen, wie Hengartner ihn forderte, dem in den letzten Jahren verstärkt Rechnung getragen wurde. In Anlehnung an den Soziologen *Pierre Bourdieu* und dessen Konzept des Habitus haben sich beispielsweise eine Reihe von Untersuchungen der letzten Jahre mit der Unverwechselbarkeit und Identität von Städten befasst. Der städtische Habitus steht dabei stets mit der Geschichte und den Bewohnern, also den Menschen der Stadt in Zusammenhang (Moser 2006: 106). Gleichzeitig ist auch die Gestalt des urbanen Raums in seiner Beziehung zum Menschen

vermehrt in den Fokus gerückt. Räumliche Strukturen schreiben sich dabei in die Wahrnehmungen, Erfahrungen und Eindrücke der Stadtbewohner ein und es sind darüber hinaus die Bewohner selbst, die an der Bedeutung und der Gestaltung von Raumbildern mitwirken. „In diesem Sinne“, so Hengartner, „stellt Urbanität also eine Kategorie dar, die von Wahrnehmungen und Erfahrungen in städtischen Räumen grundiert wird“ und gilt damit nicht mehr nur als Definition der spezifischen physischen Strukturen der Stadt (Hengartner 2005: 71f).

Die Stadt hat ihre Bedeutung als „hochaktuelle[n] und spannungsreiche[n] Untersuchungsgegenstand“ mit dieser thematischen Verschiebung jedoch nicht eingebüßt (Löw/Steets 2008: 11). Vielmehr wird der Fokus auf die Ermittlung der Alltags- und Praxisformen im Erfahrungsraum Stadt nun der „Widersprüchlichkeit städtischer Daseinsformen“ und der Stadt „als Handlungs- und als Möglichkeitsraum“ gerecht, wie Hengartner betont (Hengartner 2005: 68).

Da die aktuelleren Schwerpunkte und Perspektiven der Stadtforschung, wie sie hier bereits erwähnt wurden, auch dem Erkenntnisinteresse meiner Arbeit zugrunde liegen, sollen diese in den folgenden Kapiteln näher beleuchtet werden.

## **4.2 Anthropomorphes Denken über die Stadt**

In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Stadt stellt der Versuch, diese mit organischen Metaphern zu beschreiben und mit dem Körper des Menschen zu vergleichen, keinen ganz neuen Ansatz dar. Anthropomorphe Denkweisen, die sich anfänglich vorwiegend auf architektonische und strukturelle Bedingungen der Stadt bezogen (um beispielsweise die reibungslose Organisation städtischen Lebens zu umschreiben), reichen bis ins 16. Jahrhundert zurück. Straßen gleichen in diesen Beschreibungen den Venen des menschlichen Körpers, Verkehrsströme der Blutzirkulation und die Anlegung von Parks der Vorstellung eines städtischen Atmens.

Die rein körperlichen Beschreibungen der Stadt sind bis heute um Ideen eines städtischen Geistes oder auch städtischen Gedächtnisses bereichert worden. Die Stadt lebt und atmet dabei nicht mehr nur, sondern sie denkt und handelt auf spezifische Weise (van der Ree 2000: 168ff). Bereits Robert Ezra Park sprach in seinem Werk *The City*, das 1925 erschien, Städten „eine spezifische Sinnesart, ein Ensemble von Gewohnheiten und Traditionen und [...] verfestigten Einstellungen und Gefühlen“ zu (Park 1925: 1, zitiert nach Lindner 2007: 323f). Die ursprünglich rein körperlichen Stadtkonzepte weiteten sich also um Ansätze aus, die Städten einen individuellen Charakter zuschrieben und sie somit auch in ihrer Eigenart miteinander vergleichbar

werden ließen.

An dieser Stelle sei auf eine Reihe von Ansätzen verwiesen, welche Städte nach bestimmten Merkmalen, Stilen und Modellen zu klassifizieren versuchen. Dazu gehören beispielsweise Ulf Hannerz' Anthropologie der Städte nach Verwaltungs-, Industrie- und Handelsstädten oder *Max Webers* Stadttypologie der Konsumenten-, Produzenten- und Handelsstadt (vgl. Hannerz 1980; Weber 1922).

In der Zwischenzeit widmeten sich nicht wenige Theoretiker der Sozial- und Kulturwissenschaften intensiver der Frage nach der „singulären Beschaffenheit einer Stadt“ und verfeinerten die hier beschriebenen Grundgedanken einer anthropomorphen Stadt (Lindner 2003: 48). Daraus entstanden neue und differenziertere Konzepte, die von einem *Habitus*, *Imaginaire* oder der *Textur* einer Stadt (vgl. Lindner 2003; 2008, 2008b), städtischen *Geschmackslandschaften* (vgl. Lindner/Musner 2005; Moser 2006b; Musner 2009), *Eigenlogiken* der Stadt (vgl. Berking/Löw 2008) bis zum *Gedächtnis* der Stadt reichen (vgl. van der Ree 2000). Eine ausführliche Diskussion der Differenzen zwischen den Konzepten soll an dieser Stelle zu Gunsten der näheren Betrachtung eines ausgewählten Konzepts zurückgestellt werden, das Konzept des *städtischen Habitus*, da dieses dem weiteren Erkenntnisgewinn der Arbeit dient.

#### 4.2.1 Städtischer Habitus

Was bereits mit dem Hinweis auf anthropomorphe Beschreibungen der Stadt angedeutet wurde, findet im Konzept des Habitus eine differenziertere Ausprägung. Dieses wurde in Anlehnung an den Ethnologen und Soziologen Pierre Bourdieu vor allem durch *Rolf Lindner* und den Geographen *Martyn Lee* auf den städtischen Raum übertragen (vgl. Lindner 2003; 2008; Lee 1997). Der städtische Habitus beschreibt einen städtischen Charakter, der sich in unserer Wahrnehmung als das 'Stadttypische' festsetzt. So verfügt jede Stadt über einen gewissen Ruf, der ihr vorausgeht, bzw. über ein Klischee<sup>13</sup> oder Image,<sup>14</sup> welches über eine Stadt kursiert. Gleichzeitig ist dieser Habitus nichts

---

13 Mit Verweis auf Rolf Lindner beschreibt Johannes Moser Klischees und Stereotype als „in langen historischen Prozessen entstandene Modi des Wahrnehmens, Denkens und Fühlens über eine Stadt“ aus denen wir etwas über die Eigenschaften von Städten erfahren können und die daher nicht nur „überkommenen Vorstellungen oder gar ein[em] Abklatsch“ entsprechen (Moser 2006: 108).

14 Rolf Lindner unterscheidet zwischen dem *Imaginären* und dem *Image* einer Stadt. Die Stadt stellt ihm zu Folge ein Raum dar, welcher von „Geschichte und Geschichten durchtränkt“ ist (Lindner 2008: 86). Geschichten, Mythen und Parabeln, welche bei dem Gedanken an eine Stadt in uns ausgelöst werden, bilden in ihrer Gesamtheit das Imaginäre einer Stadt (ebd.). Gleichzeitig „überhöht, sublimiert und verdichtet [das Imaginäre] sein Objekt [...], so dass wir in der Lage sind, mit größerer Klarheit, Schärfe und 'Tiefe' zu 'sehen' und zu verstehen“ (Lindner 2007: 327f). Das Image hingegen ist im Vergleich zur natürlichen Entstehung des Imaginären meist geplant und gestaltet (Lindner 2008: 86). Im Folgenden werde ich jedoch den Begriff 'Image' verwenden, da dieser gebräuchlicher ist, beziehe mich aber auf beide Bedeutungen.

willkürlich Entstandenes, sondern steht im engen Zusammenhang zu vergangenen und aktuellen Zeitgeschehen im jeweiligen Raum.

Während Bourdieu das Habituskonzept auf das Handeln einzelner Akteure und sozialer Gruppen bezog, gelingt es Lindner und Lee habituelles Handeln gleichsam auf ein „Kollektiv von Akteuren“ in der Stadt zu übertragen, welche „über eine Geschichte und kollektive Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata mit einander verbunden sind“ (Moser 2006: 107). Gleichzeitig färben diese immanenten Schemata auch auf räumliche und soziale Strukturen ab. Dies zeigt sich beispielsweise in der spezifischen Architektur des Raums, dessen Institutionen und dominierenden ökonomischen Ausrichtungen und bezogen auf das Soziale, in den typischen Verhaltensweisen der Bewohner selbst (ebd.).

Bourdieu zu Folge vereint der Habitus zwei „Leistungen“ (Bourdieu 1987: 277f). Zum einen beeinflusst und strukturiert er unterschiedliche soziale Praxisformen im Raum, zum anderen wirkt er sich gleichsam auf die Wahrnehmung und Bewertung derselben aus. In der Verbindung beider Momente, der Herausbildung *und* der Wahrnehmung von Praktiken, wird deutlich, wie sich durch den Habitus „die *repräsentierte soziale Welt* [oder] mit anderen Worten *der Raum der Lebensstile*“ konstituiert (ebd., Hervorh. i. Org.). Der Habitus bringt dabei „im Sinne einer Erzeugungsformel“ oder einer immanenten „Disposition“ eine „*sinnvolle Praxis und sinnstiftende Wahrnehmung*“ hervor (ebd.: 278, Hervorh. d. Verf.). Das Handeln eines Akteurs oder einer sozialen Gruppe gibt uns folglich von außen betrachtet wie ein „systematische[r] Charakter“ einen Sinn, der sich zugleich klar von anderen Lebensstilen unterscheiden lässt (ebd.).

Ausgangspunkt für das Konzept eines städtischen Habitus bilden Überlegungen zu einem kulturellen Charakter konkreter Orte wie Stadtviertel, Städte als Ganzes, Regionen oder Nationen. Dabei ist es für das Konzept vor allem von Bedeutung auf welche Weise jener räumliche Charakter entsteht. Denn dieser Prozess steht sowohl in Beziehung zu seinen aktuellen und vergangenen Bewohnern als auch zu sozialen Prozessen, die in ihm zu bestimmten Zeiten stattfinden und stattgefunden haben (Lee 1997: 126f). In Anlehnung an Bourdieu ist der Raum also nicht einfach leblose Materie. Vielmehr prägen das soziale Leben und die stattfindenden Interaktionen den spezifischen Raum und seine Bedeutungen. Wie der Raum in Folge wahrgenommen und betrachtet wird, ist daher stets „sozial konstruiert und markiert“ (Lindner 2003: 48). Der Raum stellt somit kein neutrales Behältnis dar, in dem Dinge einfach geschehen und sich soziale Gefüge entwickeln und wandeln. Vielmehr sind diese Räume, Martyn Lee zu Folge, historisch gewachsen und determiniert (Lee 1997: 127). Der spezifische

Habitus ist also immer „etwas Gewordenes“, das das Handeln im jeweiligen Raum nach der „Kausalität des Wahrscheinlichen“ beeinflusst (Lindner 2003: 52). Dieser legt bestimmte Handlungen „aufgrund von Geschmack, Neigungen und Vorlieben, kurz Dispositionen“ nahe und schließt anderes Verhalten gleichzeitig aus (ebd.). So zieht sich der Habitus, gleich einer „spezifische[n] Dialektik von Kontinuität und Wandel, Beharrung und Veränderung“ wie ein schlüssiger roter Faden durch die Geschichte einer Stadt (ebd.: 48).

Am Beispiel der ökonomischen Historie einer Stadt lässt sich die Entwicklung eines städtischen Habitus anschaulich nachvollziehen. So zeigt sich am „stadtprägende[n] Sektor der Ökonomie“, wie sich der städtische Habitus sowohl in der Herausbildung entsprechender gewerblicher und verwaltungstechnischer Einrichtungen als auch im Konsum-, Kultur- und Freizeitverhalten der Akteure wiederfindet (ebd.: 47). Dabei muss es sich nicht zwingend um ökonomische Sektoren handeln, die aktuell bedeutend sind. Selbst ehemals bestimmende ökonomische Strukturen, welche in der Zwischenzeit weitgehend aus dem Stadtbild verschwunden sind, können weiterhin wirksam bleiben. Als treffendes Beispiel kann dafür das Ruhrgebiet und die Ökonomie des Bergbaus herangezogen werden. Kennzeichnend war und ist hierbei eine historisch „relativ homogene Sozillandschaft“, in welcher die Arbeiterschaft als „stilbildender Träger fungierte“ (ebd.). Diese Sozillandschaft beeinflusste sowohl die Angebotsstrukturen des Einzelhandels als auch die Unterhaltungsbranche. Daher erscheinen Imbissbuden oder die ausgeprägte Kneipen- und Diskothekenkultur noch heute als typisch für diese Region (ebd.).

Wie die Volkskundler Johannes Moser und Rolf Lindner 2004 in einer Befragung zu den Eigenschaften verschiedener deutscher Städte herausfinden konnten, verfügt jede Stadt über ein gewisses Image und einen bestimmten Ruf, die der jeweiligen Stadt vorausseilen (Lindner/Moser 2006: 26f). Dieser Ruf, bzw. die Vorstellungen und Bilder, die über eine Stadt kursieren, stellten sich in jener Befragung als überraschend deckungsgleich heraus. Während München meist als konservativ, schön und bieder empfunden wurde, hatte Berlin ein dynamisches, alternatives und multikulturelles Image und wurde daher oftmals als Gegenentwurf zu München dargestellt. „Im *common sense*“ der Stadtbewohner und deren Besucher ist also „eine Spezifik oder Eigenart von Städten fest verankert“ wie Johannes Moser und die Volkskundlerin Simone Egger festhalten (Moser/Egger 2010: 93f, Hervorh. i. Org.). Mit einem Blick in die Geschichte der Stadt München verdeutlichen Moser und Egger die Entstehung eines spezifischen Münchner Habitus.



Bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts begann sich Ludwig I. als Kronprinz und späterer König Bayerns der schönen Künste und seinem Traum, München eines Tages einmal architektonisch mit Athen vergleichen zu können, zu widmen. Unter der Herrschaft der Wittelsbacher und ihrer Kurfürsten entstand ein Großteil der heutigen Münchner Sehenswürdigkeiten darunter Schlösser, Kirchen und Parks, die der „aufwendige[n] Zurschaustellungen von Religion, Macht und Geld“ dienen (ebd.: 98f). Auch die Akademie der bildenden Künste und die Universität bekamen zu seiner Zeit ihren Platz in der Stadt, denn der Status der Residenzstadt sollte schließlich durch den Status einer königlichen Hauptstadt des seit 1806 bestehenden bayerischen Königreichs ersetzt werden.<sup>15</sup> So zeigt sich in den größtenteils bis heute erhaltenen „räumlichen Strukturen der Stadt“, welche Rolle die auftraggebenden Wittelsbacher und ihre ausführenden Künstler und Handwerker als „Hersteller von Atmosphäre“ und als „massgebende Imageproduzenten“ spielten und bis heute spielen (ebd.: 99f). „Das Setting des *Schönen*“, für das München heute noch bekannt ist, erklärt sich, wie Moser und Egger festhalten, auch „durch die habituelle Prägung als Residenz“ (ebd., Hervorh. i. Org.). Zum Bild der schönen Stadt gesellen sich darüber hinaus, wie am Beispiel des Delikatessenhauses „Dallmayr“ und des „Party-Ausstatter[s] der Schönen und Reichen“ Gert Käfer weiter gezeigt wird, Momente des Luxuriösen, des Überflusses und der Dekadenz (ebd.: 100f). Und so schwingen im Bild der „Hauptstadt des schönen Scheins“ auch Glanz und Affektiertheit mit. Diese angedeuteten Strukturen und ihre Umdeutungen, welche sie im Laufe der Zeit erfahren haben, wirken bis in die heutige Zeit hinein.

Die Hochkonjunktur von Konzepten, welche die singulären Eigenarten des Ortes (wieder) stark machen, ist durchaus im Kontext der Diskurse um die Auswirkungen globaler Vernetzungen zu verstehen, die die Moderne hervorbrachte. Entgegen dem meist pessimistischen Denken über universalisierende Auswirkungen der Globalisierung, die mit der Diffusion globaler Massenkulturen lokale Differenzen zu verwischen scheinen, gelingt es diesen Ansätzen, Gegenteiligkeiten aufzuweisen (Lee 1997: 129f).

In diesem Sinne betont auch die vorliegende Arbeit die Besonderheit eines bestimmten Ortes, bzw. eines bestimmten Quartiers innerhalb einer Stadt. Aber auch wenn sich diese Arbeit mit einem konkreten Ort *in* der Stadt beschäftigt, im Sinne Ulf Hannerz' also mit der Stadt als *locus*, kann dieser spezifische Ort nicht unabhängig von der ihn umgebenden *Stadt als Ganzem* erfasst werden. Wie das Viertel auf den Einzelnen wirkt,

---

<sup>15</sup> Zur Geschichte Münchens vgl. Bauer, Richard (2008); ebd.: (1988)

wie dieses wahrgenommen und dargestellt wird, ist vielmehr sehr münchenspezifisch. Nur vor einem Münchner Hintergrund und in Abgrenzung zu ihm wirkt das Viertel auf seine Bewohner und Besucher in spezifischer Weise. In einer anderen Stadt, hinterlässe das Viertel demnach einen ganz anderen Eindruck. Während die Formen der Abgrenzung des Viertels vom Rest der Stadt also von einem ganz eigenen viertelspezifischen Habitus sprechen, lässt sich gleichzeitig in jenen Abgrenzungen viel über die Stadt München und ihre Eigenarten erfahren.

An den Gedanken eines vom Menschen und der Geschichte geprägten Raums, wie er im Konzept des städtischen Habitus zum Tragen kommt, lassen sich neuere wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit dem Raum anschließen. Diese Raumkonzepte gewinnen dabei zunehmend als eine „gesellschaftsanalytische Kategorie“ für die Erklärung sozialen Handelns an Bedeutung (Rolshoven 2003: 189).

#### **4.3 Vom Raum als Behälter zum sozialen Raum**

In sozialwissenschaftlichen Betrachtungen, welche die Kategorien von Raum und Zeit als „Voraussetzungen jedweder Vergesellschaftung“ definieren, blieb das Konzept des Raums lange Zeit unhinterfragt. Im Vergleich zur Kategorie der Zeit, stand der Raum in jenen Ansätzen für „Statik, Beharrung und Erstarrung im Sozialen“, während der Zeit stets die dynamischen Aspekte wie Wandel und Veränderung von Vergesellschaftungsformen zugeschrieben wurden. Diesem Verständnis lag eine Konzeption des Raums zugrunde, das diesen als einen in sich geschlossenen Behälter oder Container betrachtete (Neckel 2009: 45f).

Das soziale Leben wurde dabei als vom Raum getrennt, bzw. als „soziale Materie *innerhalb* des Ortes“ betrachtet, während auch der Raum selbst und seine Bezüge zur 'sozialen Materie' nicht den Gegenstand der Auseinandersetzungen bildeten (ebd., Hervorh. d. Verf.). Vielmehr stellte der Raum ein 'Behältnis' für das Soziale dar, das dieses allerdings eingrenzte und in seiner Entwicklung hemmte (ebd.). In diesen Betrachtungen stellen Räume also lediglich leere Behältnisse dar, die zwar gefüllt werden können, deren Erscheinung jedoch von einem gesellschaftlichen und ökonomischen „Funktions- und Entwicklungszusammenhang“ getrennt gedacht wird (Rolshoven 2003: 192f). Gleichzeitig entwickeln sich diesen Betrachtungen zu Folge auch Vergesellschaftungsprozesse scheinbar unabhängig von den jeweiligen Raumbedingungen (ebd.).

Auch in der Volkskunde dominierte das Konzept des Raums als „Behälter' kultureller Erscheinungen“ lange Zeit den wissenschaftlichen Diskurs (ebd.: 191). Erst seit den

1970er Jahren fand, unter anderem durch Hermann Bausinger angeregt, die Betrachtung der Beziehungen zwischen Sozialem und Raum seinen Eingang in das Raumverständnis der Volkskunde und führte in den kommenden Jahrzehnten zu einer „Konjunktur des 'Raumes'“ sowie zu einer vermehrten Rede von *sozialen Räumen* (ebd.: 193f). Diesem Verständnis nach entstehen Räume im Prozess des sozialen Handelns selbst.

Das Verständnis eines sozialen Raums ist unter anderem auf die Soziologen Emile Durkheim und Henri Lefèbvre zurück zu führen (vgl. u.a. Durkheim 1981; Lefèbvre 2000). Bei Lefèbvre ist beispielsweise der Gedanke eines gesellschaftlich produzierten Raums verankert, der das Ergebnis und die Bedingung sozialen Handelns gleichermaßen darstellt.

Der soziale Raum, wie ihn Rolshoven beschreibt, stellt eine Wechselwirkung zwischen dem „Menschen als kulturschaffendem Wesen und den ihn konfrontierenden (räumlich zu denkenden) Alltagsbedingungen und Repräsentationsfeldern“ dar (Rolshoven 2003: 197f). Soziale Räume decken sich daher nicht mit physisch-geographischen Räumen, auch wenn diese den konkreten und unerlässlichen Untergrund für die Entstehung des sozialen Raums bilden (ebd.).

Entgegen dem vormals statischen Raummodell, hat sich in den Sozialwissenschaften ein *relationales Raumverständnis* durchgesetzt. Dieses geht davon aus, dass Räume über die Anordnung von Objekten, also durch die aktive Verknüpfung der Objekte zueinander entstehen. Dabei spielen Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse, welche die Vorstellung von Räumen bestimmen, eine bedeutende Rolle (Löw/Steets 2008: 9).

Als wegbereitende Theoretiker eines relationalen Raumverständnisses gelten sowohl der Soziologe Anthony Giddens als auch Pierre Bourdieu (vgl. Giddens 1983; Bourdieu/Accardo 1997). Ihnen ist gemeinsam, dass sie der Kategorie des Raums eine neue Gewichtung verleihen, die den Raum aus seiner Starre zu befreien versucht (Neckel 2009: 47). Auch in einem relationalen Raumverständnis stellt der Raum, wie bereits im Konzept des städtischen Habitus verankert, nicht lediglich physische Materie dar, sondern vielmehr eine vom Menschen geprägte Struktur, die sich wiederum im Handeln der Menschen manifestiert (Löw 2001: 172).

Im Folgenden möchte ich auf die Ansätze des *relationalen*, bzw. *dualen Raummodells* der Soziologin Martina Löw eingehen.

### 4.3.1 Der Raum als eine (An)Ordnung von Körpern

Ausgangspunkt des relationalen Raummodells stellt die Annahme einer relationalen *(An)Ordnung* von Körpern dar (Löw 2001: 153). Die von Martina Löw gewählte Schreibweise '(An)Ordnung' trägt dem Umstand Rechnung, dass Räume in Praktiken des aktiven *Anordnens* und Verknüpfens von Dingen in unserer Wahrnehmung entstehen. Darüber hinaus deutet Löw darauf hin, dass Räume gleichzeitig gesellschaftliche *Ordnungen* vorgeben können (Löw/Steets 2008: 63).<sup>16</sup>

Die Wahrnehmung von Objekten, oder abstrakt gedacht, auch die Wahrnehmung von Gesprächen oder Informationen vollzieht sich jeweils individuell, so dass unterschiedliche Räume am gleichen Ort entstehen können.<sup>17</sup> Wahrnehmen bedeutet in dieser Hinsicht das Sehen und das sinnliche Erfahren der sozialen Wirklichkeit sowie das Interpretieren und Einordnen dieses Erfahrenen und stellt daher stets einen selektiven Prozess dar (ebd: 10ff).

Für die Anordnung von Körpern unterscheidet Martina Löw zwischen sozialen Gütern und Lebewesen. Soziale Güter<sup>18</sup> werden dabei in erster Linie in Form ihrer materiellen Eigenschaft angeordnet. Menschen wiederum werden einerseits durch Handlungen anderer Menschen positioniert und sind andererseits fähig sich eigenständig (beispielsweise in Form von Gestik, Mimik oder Sprache) zu positionieren (Löw 2001: 153ff). Aber auch soziale Güter können durch Gerüche oder Geräusche eine eigene Außenwirkung entfalten und wirken so ebenfalls auf die Raumkonstitution mit ein. Jede Konstitution von Raum wird also durch die sozialen Güter und Menschen selbst und gleichzeitig durch die aktive Verknüpfung der selbigen bestimmt. Im Prozess des Anordnens vollziehen sich „Plazierungen“ von Gütern und Menschen (z.B. Aufstellen von Waren im Supermarkt; Positionierung von Menschen gegenüber anderen Menschen; ebd.: 158). Mit dem Begriff der „Syntheseleistung“ bezeichnet Löw wiederum, wie soziale Güter und Menschen in Folge aktiv durch „Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse“ verknüpft und zu Räumen zusammengefasst werden (ebd.: 159). Um einen Raum analysieren zu können, bedarf es also sowohl des Wissens um die einzelnen Elemente des Raums als auch um deren Beziehung zueinander (ebd.: 155). Statt nur einzelne Elemente, oder wie Löw es nennt

<sup>16</sup> Ich werde im Folgenden zu Gunsten einer erleichterten Lesbarkeit die Schreibweise 'Anordnung' wählen. Inhaltlich beziehe ich mich jedoch weiterhin auf die Begriffsbedeutung Martina Löws.

<sup>17</sup> Mit Bezug auf Anthony Giddens unterscheidet Löw zwischen Raum und Ort folgendermaßen: Raum stellt für sie den Ort dar, „an, beziehungsweise in dem Ereignisse stattfinden“, wobei ein Ausschnitt des Raums der Ort für mehrere zur selben Zeit stattfindenden sozialen Ereignisse sein kann (Löw/Steets 2008: 60; vgl. Giddens 1988).

<sup>18</sup> Da jegliche 'Güter' Martina Löw zu Folge stets das Ergebnis materieller und symbolischer Handlungen sind, bezeichnet sie diese als 'soziale Güter' (Löw 2001: 153)

„Bausteine“, als raumbildend zu betrachten, wirken auch ganze „Ensembles“ wie ein einzelnes Element. Ein Stadtteil, der aus „vielfältigen sozialen Gütern und Menschen“ besteht, kann also als ein einzelnes Element betrachtet werden, welches „relational verknüpft mit anderen Stadtteilen den Raum der Stadt bildet“ oder als ein eigener Raum (ebd.: 157).

Die vorausgehenden Annahmen bilden die Basis für eine weitere Ausdifferenzierung der wissenschaftlichen Betrachtung des Raums, die Löw in dem Konzept des *dualen Raummodells* formuliert.

Im Prozess des Anordnens lässt sich das „Angeordnete“ (Raumstrukturen) vom „Anordnende[n]“ (Handeln) unterscheiden (ebd.: 158). Wie vollziehen sich diese Anordnungen nun im alltäglichen Leben?

Menschen handeln in der Regel repetitiv. Alltägliche Handlungen verlaufen also in routinierten Mustern, über die nicht gesondert nachgedacht werden muss. Vielmehr besteht in Bezug auf konkrete gesellschaftliche Räume „ein Set von gewohnheitsbedingten Handlungen [...], welches [den Menschen] hilft, ihren Alltag zu gestalten“ (ebd.: 161). Treten Irritationen auf, können diese mit Rückgriff auf jene Routinen gemeistert werden. An der Konstitution des Raums ist somit ein „praktische[s] Bewußtsein“ mitbeteiligt (ebd.: 162). Werden konkrete Räume durch routiniertes Handeln konstituiert verstanden, lässt sich über eine „Verallgemeinerbarkeit von Räumen“, bzw. über eine „Institutionalisierung von Räumen“, in Form *räumlicher* und *gesellschaftlicher Strukturen* nachdenken (ebd.). Zum einen zeigt der Gang durch verschiedene Städte stets ähnliche, sich wiederholende Anordnungen (räumliche Strukturen). Exemplarisch sei hier auf Supermärkte oder Bahnhöfe verschiedener Städte hingewiesen, die sich in ihren räumlichen Strukturen stets ähneln. Zum anderen gleichen sich auch soziale Anordnungen von Menschen in spezifischen Situationen (gesellschaftliche Strukturen). Dies verdeutlicht sich bei der Betrachtung des Raums zwischen vertrauten Menschen, der in der Regel kleiner ist, als zwischen zwei fremden Menschen. Auch bei sozialen Anordnungen, die bei einem Empfang eines Staatsoberhauptes in festgeschriebenen Abläufen verankert sind, können diese Strukturen festgestellt werden.

Verläuft das „Plazieren“ oder Handeln nach bestimmten Regeln, kann von „institutionalisierten (An)Ordnungen“ gesprochen werden (ebd.: 163). Diese werden „in regelmäßigen sozialen Praktiken [...] im Handeln reproduziert“ (ebd.). Handeln wird also wiederum von den geschaffenen räumlichen und gesellschaftlichen Strukturen beeinflusst. Menschen bewegen sich dementsprechend „nicht in neutralen

Raumgefäßen, sondern in Bedeutungsräumen, welche als unsichtbare Grenzhüter die normative Codierungen für einzelne und Gruppen bestimmen“ (Rolshoven 2003: 197). Zusammenfassend lässt sich über die Dualität von Handlungen und Strukturen sagen, dass gesellschaftliche Strukturen sich auf das Handeln von Menschen auswirken, dass das Handeln selbst aber diese Strukturen erst erschafft (Löw 2001: 166, 170).

Mit der Frage nach spezifischen Raumwahrnehmungen und -abgrenzungen im Südlichen Bahnhofsviertel, stieß ich von Beginn an auf sehr konkrete Beschreibungen und Darstellungen des Raums. Dabei wiederholten sich die Elemente, die als raumbildend genannt wurden immer wieder. Gleichzeitig fiel auf, dass es vor allem Raumpraktiken waren, die von meinen Gesprächspartnern als raumspezifisch und raumbildend erachtet wurden. Die einzelnen Raumelemente, die zusammengenommen den Raum beispielsweise als sehr dicht erleben ließen, schienen sich darüber hinaus mit den Beschreibungen sozialen Handelns im Raum zu überschneiden. Dies lässt darauf schließen, dass sich bestimmte Raumstrukturen im Südlichen Bahnhofsviertel im Handeln manifestieren.

Die Verknüpfung der vorgestellten theoretischen Konzepte mit meinen eigenen empirischen Ergebnissen sollen im Verlauf der folgenden Kapitel genauer beleuchtet werden.

## **5. Raumwahrnehmungen und -abgrenzungen im Südlichen Bahnhofsviertel**

Wie beschreiben Bewohner eines Quartiers dieses gegenüber jemandem, der weder das Quartier noch die Stadt in dem es angesiedelt ist kennt? Als Antwort auf diese Frage zeichneten sich bei meinen Gesprächspartnern spezifische Wahrnehmungen räumlicher und sozialer Natur ab, die für sie ganz eindeutig mit diesem und keinem anderen Ort in München in Verbindung standen. Das Viertel unterscheidet sich für sie in seinen Merkmalen klar von anderen Stadtteilen und wurde als distinkter, klar abgegrenzter Ort empfunden. Die Frage nach prägnanten Distinktionen hatte ich in meinem groben Interviewleitfaden allerdings bewusst an das Ende meiner Interviews gestellt, obwohl mich diese Frage bereits seit der Veranstaltung der Kammerspiele im Sommer 2010 begleitet hatte. In diversen Veranstaltungshinweisen war das Viertel damals als ein besonderer Ort und mit durchweg positiv konnotierten Charakterisierungen dargestellt worden (vgl. Kapitel 2.1). Das Bild, das dabei entstand, erschien mir als eine idealisierte Konstruktion, die sich, so vermutete ich, durch einen Blick von außen auf das Viertel

herausgebildet hatte. Wie dieses Bild tatsächlich entstanden und was es mit den positiven Beschreibungen auf sich hatte, sollte in der Realität erst überprüft werden.

Mein Blick richtete sich in dieser Hinsicht also zu Beginn auf Zeichen, die gegen diese Darstellung sprachen. Bei Bewohnern und anderen, die täglich durch ihre Beschäftigung im Viertel anwesend sind vermutete ich, dass mir andere Darstellungen begegnen würden, die dem positiven Bild widersprächen. Ich nahm an, dass das Viertel für sie schlichtweg Arbeits- und Wohnort darstellte und die Alltäglichkeiten im Vergleich zu den genannten Besonderheiten überwiegen würden. Tatsächlich unterschieden sich die Darstellungen jedoch kaum von einander. Vielmehr überwogen jene Ansichten, in denen das Viertel als „so was ganz anderes, was man so von München eigentlich nicht kennt“ erlebt wird, wie mir Sarah,<sup>19</sup> eine 22 jährige Studentin und Bewohnerin der Landwehrstraße, ihren ersten Eindruck schilderte, den sie vor einigen Jahren gewann, als sie zu einer Zimmerbesichtigung in das Viertel kam. Das Viertel, so scheint es, wird also auch von meinen Gesprächspartnern als ein für München besonderer Ort und als *münchenuntypisch* empfunden. Diese *Andersartigkeit*, so erzählte mir Mike, ein 25 jähriger Student und ebenfalls Bewohner der Landwehrstraße, sei sogar eines der ersten Dinge, die er bezüglich der Eigenschaften des Viertels erwähnen würde:

„Eine der ersten Sachen, die ich immer sage, ist, dass es ganz anders ist als der Rest von München. Zum einen weil es sehr urban ist, in einer gewissen Weise. Also es ist sehr dicht, es passiert relativ viel, die Straße ist relativ belebt, es gibt diese 'markthaften' Außenbereiche von diesen Geschäften und es ist ziemlich viel los. Es gibt auch Leute, die einfach nur so auf der Straße stehen oder sich auf der Straße treffen.“

Diese Formulierung fasst wesentliche Elemente zusammen, die mir auch in anderen Gesprächen begegneten. *Urbanität*, *Dichte* und *Leben auf der Straße* sind dabei Zuschreibungen, an welchen die erwähnte Andersartigkeit unter anderem festgemacht wird. Darüber hinaus sprechen andere von besonderen *Rhythmen* (vgl. Kapitel 5.1.3), *Raumaneignungen* (vgl. Kapitel 5.1.5) oder anderen *sozialen Beziehungen* (vgl. Kapitel 5.2.3), die charakteristisch für das Viertel seien.

Dieser Ort ist anders „*als* der Rest von München“, wie Mike formuliert. Vom „Rest von München“ zu sprechen, kommt dabei einer idealtypischen Gegenüberstellung gleich, die über feinere Differenzierungen sowohl im Viertel selbst als auch im „Rest von München“ hinwegtäuscht. Auch in anderen Vierteln ließen sich ähnliche Elemente und Formationen finden. Formulierungen dieser Art sind aber insofern von Bedeutung, als

---

19 Bis auf eine Person des öffentlichen Lebens wurden alle Namen meiner Gesprächspartner anonymisiert. Zu Gunsten der Übersichtlichkeit werden alle Interviewpartner, die namentlich genannt werden unter Punkt 7 nochmals zusammengefasst und alphabetisch geordnet. Allerdings konnten nicht alle geführten Interviews und Gespräche in dieser Arbeit berücksichtigt werden.

dass sich an ihnen spezifische Distinktionsmechanismen der Befragten ablesen lassen, durch die die Besonderheit des Viertels erst zur Geltung kommt.

Jene vergleichenden Formulierungen werfen die Frage danach auf, durch welche Eigenschaften sich „der Rest von München“ oder zumindest andere Viertel im Gegenzug dazu auszeichnen. Sind diese etwa nicht urban oder weisen diese weitere räumliche Strukturen auf und geschieht hier weniger auf der Straße? Wie können darüber hinaus innerhalb einer Stadt manche Dinge und Handlungen als urban, also „für die Stadt charakteristisch, in der Stadt üblich“<sup>20</sup> angesehen werden und andere nicht?

Von einer Andersartigkeit zu sprechen, beinhaltet stets eine Abgrenzung zu Anderem. Abgrenzungen benötigen ein Gegenüber, von dem sie sich abheben können und vor deren Hintergrund etwas erst als 'anders' erscheint. Es sind somit vergleichende Gegenüberstellungen meiner Gesprächspartner, die meist in Form von Gegenbildern das Charakteristische des Viertels hervorheben und verdichten.

Die Bedeutung des markant Anderen für die Charakterisierung des Viertels verdeutlicht sich durch die Überlegung, das Südliche Bahnhofsviertel einmal aus seinem Zusammenhang zu heben und als Ganzes an einen anderen Ort zu versetzen. In diesem Moment würde die spezifische Wirkung des Viertels nach innen und außen an Kraft verlieren und das Viertel erhielte eine ganz andere Bedeutung. So lässt sich sagen, dass das Viertel gerade vor dem Hintergrund *münchentypischer Verhältnisse*, bzw. eines *münchentypischen Habitus* als anders empfunden wird. In einer Aussage von Amina<sup>21</sup>, einer etwa 30 jährigen Gesprächspartnerin, die selbst im Viertel groß wurde, kommt dieser typische Münchner Hintergrund zum Ausdruck: „Du merkst schon den Unterschied zur Theatinerstraße“, in der ihr Arbeitsplatz gelegen ist. „Das sind nur vier Stationen mit der Straßenbahn, [aber] das sind Welten! Ich komme mir manchmal vor, als würde ich in eine andere Stadt fahren“. Die Theatinerstraße, im Zentrum Münchens und unweit des Marienplatzes gelegen, gehört durch ihre „hohe Dichte an Modegeschäften mit Marken- und Luxusboutiquen“ laut dem offiziellen Stadtportal Münchens „zu den elegantesten Einkaufsstraßen in München“ (vgl. Stadtportal<sup>4</sup>). Das Angebot der Theatinerstraße (Mode, Marken und Luxus) entspricht also einem

---

20 Das Adjektiv „urban“ stammt aus dem Lateinischen und steht für „städtisch“. In seiner Verwendung im Deutschen hat es zwei Bedeutungen. Einerseits beschreibt es Dinge und Zustände als „für die Stadt charakteristisch, in der Stadt üblich“ und andererseits als „gebildet und weltgewandt, weltmännisch“ (Duden Fremdwörterbuch 1997: 837). Das heißt 'urban' stellt nicht ausschließlich eine Eigenschaft dar, die eine Siedlung als Großstadt definiert, sondern eine Qualität, bzw. Qualitäten, die sich in Verbindung mit Großstädten entwickeln. Die Definition einer Großstadt richtet sich in Deutschland nach der Anzahl ihrer Einwohner, dabei gelten Städte ab 100 000 Einwohner als Großstädte (vgl. Wirtschaftslexikon).

21 Amina wurde in München geboren. Ihre Eltern kamen 1977 aus dem ehemaligen Jugoslawien nach Deutschland. Auch mit ihrer Mutter Velida konnte ich ein Gespräch führen.



münchentypischen Habitus, wie er auch von Johannes Moser und Simone Egger beschrieben wurde, vor dessen Hintergrund das Viertel wie eine 'andere Welt' wirkt (vgl. Kapitel 4.2.1).

Gleichzeitig darf dieses scheinbar kohärente Bild des Viertels nicht über jene Akteure hinwegtäuschen, die aus verschiedenen Gründen den Eindruck der Besonderheit nicht teilen. So gab es durchaus auch Gespräche, in denen Verwunderung über mein Interesse am Viertel geäußert wurde. In diesen Gesprächen zeigte sich, dass es vor allem eine Frage der Einbindung in die Strukturen des Viertels ist, die die Sichtweisen auf das Viertel beeinflusst. Hier traf ich sowohl auf weniger positiv konnotierte Beschreibungen, die dem Viertel nichts Besonderes abgewinnen konnten, als auch auf weniger klare Distinktionen zum „Rest von München“.

Wenn ich mich nun im Folgenden vor allem auf die deutlichen Distinktionen beziehen werde, so entspricht dies lediglich einer persönlichen Gewichtung, die ich dieser Arbeit verleihe. Ich begreife meine Darstellungen somit nur als *einen* Teil der Realität des Viertels. Auf andere Teilrealitäten möchte ich dennoch an geeigneter Stelle eingehen. Diese Gewichtung, so kann ich an dieser Stelle aber vorweg nehmen, ist unter anderem meiner Auswahl an Interviewpartnern geschuldet, die zu einem großen Teil einer eher jungen und gebildeten Schicht zuzuordnen sind.

„Meine allererste Begegnung mit der Schillerstraße“, erinnert sich Katrin, eine Psychologin, die seit etwa einem halben Jahr mit ihrem Mann in der Schwanthalerstraße wohnt, „war Ende der 1980er als wir nach München zum arbeiten kamen“. Ein Freund, der sie und ihren Mann vom Bahnhof abholte und mit ihnen durch die Schillerstraße in ein anderes Viertel fuhr, beschrieb die Gegend damals mit dem Kommentar: „So, alles was München von einer Weltstadt hat, habt ihr jetzt gesehen“. Dieses kleine Quartier ist also „einer der wenigen Orte, wo man in München wirklich das Gefühl hat in der Großstadt zu sein“ und selbst Filmemacher kämen hier her „wenn sie München als Großstadt filmen woll[t]en“, wie Sarah bemerkt. Diese Kommentare implizieren, dass München selten mit einer Großstadt in Verbindung gebracht wird, sondern dass man vielmehr an diesen Ort kommt, wenn man nach großstädtischem Leben sucht. So näherte ich mich im Verlauf dieser Arbeit immer mehr der Frage nach allgemeinen Vorstellungen, Bildern und Bedeutungen von Urbanität und zwar sowohl der Urbanität in physischem Sinn als auch Urbanität in Form spezifischer Wahrnehmungen und Erfahrungen städtischer Räume (vgl. Hengartner 2005: 71f). Bei meinen Gesprächspartnern zeigte sich dies in Wahrnehmungen räumlicher und sozialer Natur, wobei sich die Faktoren oftmals überschneiden und kaum getrennt voneinander

betrachtet werden können.

Im folgenden Teil der Arbeit, in dem ich die Ergebnisse meiner empirischen Untersuchung vorstelle, möchte ich der Frage nach diesen Wahrnehmungen genauer nachgehen. Dieser Teil der Arbeit ist in drei Kapitel untergliedert (5.1, 5.2, 5.3), welche die Schwerpunkte meiner empirischen Untersuchung widerspiegeln.

### **5.1 Formen der räumlichen und sozialen Dichte**

Urbanität, so beschreibt es Mike in seiner Aussage über das Viertel (s.o.), verbinde er mit Dichte und dem Leben auf der Straße. Dichte zeigt sich zum einen in der Strukturierung des Raums, er nennt hier als Beispiel die „'markthaften' Außenbereiche“ der Geschäfte zum anderen in Strukturen des Sozialen, da „die Straße [...] relativ belebt“ ist.

Für München sind das scheinbar eher ungewohnte Bilder. Auch mir ging es in meinen ersten Feldbeobachtungen so, während mir derartige Nutzungen des öffentlichen Raums von anderen europäischen Städten, ich denke hier beispielsweise an Barcelona, vertrauter sind. Meist sind es hier öffentliche Plätze, die gerade im Sommer auch bis spät in die Nacht von vielen Menschen aufgesucht werden. In München ist man es hingegen gewohnt, dass ein Zusammentreffen im öffentlichen Raum meist formell, in Form eines Café- oder Kneipenbesuchs verläuft. Hier sind es nur wenige öffentliche Plätze, die ein derartig informelles Treffen ermöglichen.<sup>22</sup> Das Bedürfnis dazu besteht aber durchaus, wie eine seit längerem geführte Diskussion um die so genannten „Freizeitnutzer“ des Gärtnerplatzes zeigt. Während „das mediterrane Flair am Gärtnerplatz [...] geschätzt“ und auch nachts wegen seiner „Atmosphäre“ von „Nachtschwärmern“ genutzt wird, fühlen sich die Anwohner davon „in ihrer Lebensqualität [...] beeinträchtigt“. Dem Unmut über „Ordnungswidrigkeiten, wie nächtliche Ruhestörung [und] wildes Urinieren“ sollte einigen Bewohnern zu Folge daher mit „wirksamen“ Regelungen, „mehr Präsenz von Ordnungshütern“ oder gar „Änderungen der Sperrzeit“ begegnet werden (vgl. Mediation am Gärtnerplatz). Daran wird deutlich, dass Raumnutzungen dieser Art und gerade nächtliche Unruhe durch das

---

22 Ich beziehe mich hinsichtlich dieser ungewohnten Raumnutzung im Folgenden gezielt auf München und nicht auf deutsche Großstädte im Allgemeinen. Das Ungewohnte an diesen Raumnutzungen wurde auch von meinen Gesprächspartnern nur im Vergleich zum sonstigen Eindruck von München und nicht im Vergleich zu anderen deutschen Städten, oder als ein 'deutsches Merkmal' erwähnt. Die Nutzung des öffentlichen Raums in einer Stadt wie Barcelona soll an dieser Stelle auch nicht als ein allgemeines Beispiel südeuropäischer Mentalität gelten, sondern vielmehr als Hinweis dafür dienen, dass in anderen Städten andere Raumnutzungen zum gewohnten Bild gehören können. Die Stadt Barcelona als Vergleichsebene heranzuziehen ist lediglich dem Umstand geschuldet, dass die Nutzung öffentlicher Plätze in dieser Stadt eine eigene prägende Erfahrung darstellt.

Zusammentreffen von Menschen nicht zu gewohnten Praktiken gehören, sondern vielmehr als störend empfunden werden. Im Südlichen Bahnhofsviertel gehören diese Praktiken dagegen zum alltäglichen Straßenbild.

### **5.1.1 Leben auf der Straße: „Diese irren Menschenmengen und das Gedränge und Getue liebe ich“**

Es ist also unter anderem die Belebtheit der Straßen, die von Mike als Zeichen des Großstädtischen herangezogen wird. Sie stellt damit eine Eigenschaft dar, durch die sich das Südliche Bahnhofsviertel gemeinsam mit wenigen anderen Orten Münchens vom Rest der Stadt abhebt.<sup>23</sup> Belebt bedeutet in diesem Fall vor allem eine ungewohnte Verlagerung sozialen Lebens in den öffentlichen Raum. Besonders tagsüber befinden sich enorm viele Menschen auf den Straßen und gerade in Richtung Hauptbahnhof oder der Sonnenstraße ist das Viertel auch nachts durch dort ansässige Clubs und Bars stets belebt. Aber nicht nur das soziale Leben spielt sich verstärkt auf der Straße ab. Es ist vor allem auch eine spezifische Einzelhandelsstruktur, die das Viertel räumlich auszeichnet. Eine enorme Anzahl an Geschäften teilt sich dabei einen relativ kleinen Raum, was Mike an andere Großstädte erinnern lässt:

„Du kannst hier einen Charakter wie in irgendeiner großen internationalen Millionenstadt sehen, zum Beispiel Mexiko-City und London [...] von dem was los ist und wie dicht gepackt es ist. Dichter und kompakter vom Straßenquerschnitt her. Räumlich gemeint. Es ist auch jedes Ding ein Laden, das ist ja auch so etwas was man in England an so 'High Streets'<sup>24</sup> hat. Das sind alles so kleine eigene Dinger. Es ist schon relativ kleinteilig dieses Gewerbe.“

Diese räumliche Kompaktheit, in der jeder Quadratmeter gewerblich genutzt zu sein scheint, zieht sich durch die gesamten Straßen und ist manchmal fast körperlich spürbar. Kein öffentlicher Platz, keine Parkbank, kaum ein Baum lockern dieses dichte Gemäuer, das Überangebot an Geschäften und diese Konzentration an Sinnesreizen auf. Nicht alle Straßen gleichen sich jedoch in ihrer Enge, wie ich bereits in meinen Feldbeschreibungen angedeutet habe. So fällt die Schwanthalerstraße beispielsweise durch ihre Breite und ihren mehrspurigen Verkehr aus dem sonstigen Geflecht an kleinen Straßen heraus. An Kompaktheit steht sie den anderen Straßen jedoch in nichts nach.

Diese Lebendigkeit übt einen gewissen Reiz aus, wie Katrin mit der Aussage „diese irren Menschenmengen und das Gedränge und Getue liebe ich“ bekräftigt. Für sie stellte

23 Hier wurde von den Befragten unter anderem der Gärtnerplatz genannt, sowie das Glockenbachviertel, das durch seine hohe Kneipen-, Bar- und Cafédichte bekannt ist, wie auch nördliche Teile der Leopoldstraße und Münchner Freiheit. Allerdings gelten diese im Gegensatz zum Südlichen Bahnhofsviertel als klassische „Vergnügungs- und Ausgehviertel“ (vgl. Stadtportal<sup>2</sup>; Stadtportal<sup>3</sup>).

24 Im Deutschen entspricht dies am ehesten der Bezeichnung Hauptstraße.

dies unter anderem ein Grund dar, sich gezielt mit ihrem Mann eine Wohnung im Viertel zu suchen:

„Für mich war München immer nie eine, oder ist es immer noch nicht, eine Weltstadt, also wenn du zum Beispiel Berlin kennst...Und wir [...] fanden München [...] immer so ein bisschen provinziell. Und hier die Gegend, da haben wir halt beide so gesagt: 'Wow, hier ist einfach Leben, das ist lebendig, hier ist mehr los, hier sind Leute auf der Straße, hier sind auch abends noch Leute auf der Straße'. Und das hat uns halt sehr gut gefallen“.

Die Lebendigkeit auf den Straßen steht für Katrin dem provinziellen Charakter Münchens gegenüber, der sich sogar im Stadtmarketing Münchens widerspiegelt, wie Martina Löw zeigt. München, so beschreibt Löw, sei vor allem über „seine Nähe zu dörflich-ländlichen Strukturen zu entziffern“ und vermarkte sich über das Image der Traditionsverwurzelung und des Provinziellen<sup>25</sup> (Löw 2008b: 216f, 229).

Hier aber, so erscheint es Katrin, ist „mehr los“, als sie es von anderen Vierteln Münchens kennt und das sogar „auch abends“. Auch ein anderes Gegenbild weist auf die provinzielle Atmosphäre Münchens hin. Es ist das Bild der Weitläufigkeit. Das Südliche Bahnhofsviertel, so fasst Mike diese Gegenüberstellung zusammen, ist „von dem was los ist und wie dicht gepackt es ist“ anders als andere Gegenden Münchens, in denen „es eigentlich schon immer weiter [...] und leerer und ruhiger“ ist. Diese Gegenden seien darüber hinaus von breiten Straßen, Baumalleen sowie Rad- und Fußwegen gekennzeichnet. Für ein klassisches Großstadtgefühl fehle der Stadt München darüber hinaus „einfach was außenrum“, wie Frank, ein 30 jähriger Student und Bewohner der Landwehrstraße, erklärt. Für ihn zögen sich ländliche Strukturen zu sehr in die Stadt hinein, als dass sich hier ein Gefühl von Großstadt einstellen könne, denn hier „fängt das Land schon im Forstenriederpark an“, wie er betont.

Das Straßenleben gerade „auch im Sommer, wenn man dann so um die Ecke kommt und viele sitzen dann noch draußen“, empfindet auch Monika, eine 45 jährige Krankenschwester, die seit etwa 20 Jahren in der Landwehrstraße wohnt, als etwas Positives. Für sie ist dieses ganz „andere Flair“ darüber hinaus etwas, das nicht „typisch deutsch[en]“ Strukturen entspricht.

Zwischen dem eigenem Wohnraum und dem Leben auf der Straße ist dabei ein starker Kontrast zu spüren, wie Katrin beschreibt:

„Gerade, wenn man mal so ein bisschen runtergekommen ist, so ein Samstagmorgen, man hat länger geschlafen, man geht auf die Straße und da geht's gleich ab. Also man hat nicht so dieses, dass man erst einmal durch zwei drei ruhige Wohnstraßen geht, bis man so ins Leben kommt, sondern das ist halt hier sofort der Fall.“

---

25 Vgl. Anmerkung 14. In diesem Fall stellt das Provinzielle, sowohl das *Imaginäre* der Stadt München als auch ein geplantes *Image* dar.

Dem Gegenüber stellt der private Raum und die eigene Wohnung manches Mal geradezu einen notwendigen und „heilig[en]“ Rückzugsort dar, denn „so heimelig glaub ich kann man sich hier gar nicht fühlen. Also das ist eher so die Wohnung. [...] Tür zu und das ist dann zu Hause“, wie Monika erklärt. Wenn die Tür zu ist, kann draußen „passieren was will“. Durch die geschlossenen Fenster auf die Landwehrstraße hinaus ist tatsächlich kaum etwas zu hören. Die Bedeutung ihrer Wohnung als Rückzugsort verdeutlicht sie darüber hinaus mit der Erzählung über die Eröffnung eines neuen Clubs im Haus nebenan. Die Bässe der Musik, die nachts bis in ihre Wohnung drangen, führten für sie zu einem „großen Problem“ „weil man das einfach nicht gewohnt war“, wie sie erzählte. Die bisherige Selbstbestimmung darüber, wann man vom Leben „draußen“ etwas mitbekommen wollte und wann nicht, war damit durchbrochen. Gemeinsam mit anderen Bewohnern des Hauses schloss sie sich daher zusammen und versuchte unter anderem über den Bezirksausschuss diesem Problem Abhilfe zu schaffen.

Solange die Rückzugsmöglichkeit in die eigene Wohnung erhalten bleibt, wird diese Dichte an Menschen also sehr positiv bewertet. Die Aufhebung dieser Grenzen und das unkontrollierte Eindringen des Lebens auf der Straße in die eigene Wohnung können allerdings auch zur Belastung werden.

### **5.1.2 Geräuschkulisse: „Die Leute [sind] es einfach gewohnt, dass es laut ist“**

Das vermehrte Leben auf der Straße bringt also als Begleiterscheinung eine erhöhte Lautstärke mit sich. Auch diese Geräuschkulisse erscheint als ein Faktor, der mit einem typischen Großstadtgefühl in Verbindung gebracht wird. Lautstärke in Form von Verkehr vor allem aber in Form von Geräuschen anderer Menschen werden dabei jedoch ganz unterschiedlich bewertet. Für die einen stellt dies eine Belastung dar, wie etwa für Monika. Aber auch Melda, die seit etwa 20 Jahren mit ihrem Mann Hasret in der Goethestraße lebt, erzählte, dass es ihr auf dem Land immer besser gefallen hätte.<sup>26</sup> Hier bekäme man keine frische Luft, wenn man das Fenster öffnete und es sei durchgängig sehr laut in ihrer Wohnung. Darüber hinaus müsse sie die Fenster vor lauter Abgasen, mindestens einmal im Monat putzen.

Andere wiederum bewerten diesen erhöhten Geräuschpegel, vornehmlich den durch andere Menschen erzeugten, geradezu als positiv. Lebensqualität in Form von Ruhe

---

<sup>26</sup> Hasret und Melda, die in den 1970er Jahren aus der Türkei nach Deutschland kamen, leben, seitdem ihre Kinder erwachsen sind, im Südlichen Bahnhofsviertel. Der Grund warum sie von Ottobrunn ins Zentrum der Stadt zogen, war, dass Hasret damals im Viertel eine Stelle als Hausmeister angeboten bekam.

wird von diesen Bewohnern nicht erwartet. Man kann hören, dass andere Menschen um einen herum leben und dieses Leben dringt nun einmal bis in die eigene Wohnung. Im Gegensatz zu anderen bringt dieser Umstand für Sarah einen bestimmten Flair mit sich:

„Es ist einfach wahnsinnig viel Leben auf der Straße, dadurch kommt auch die Lautstärke natürlich, weil sich einfach viel draußen abspielt, aber ich finde das irgendwie sehr cool, muss ich sagen. Also es ist halt immer was los.“

Von diesem Leben stets etwas mitzubekommen und in gewisser Weise immer ein Stückweit dabei zu sein und an diesem Leben teilzuhaben, empfindet sie als „cool“. Als sie selbst zum ersten Mal ins Südliche Bahnhofsviertel kam, empfand sie das Viertel auch auf Grund dessen, „weil's laut war“ und „weil's so trubelig war“ als „so was ganz anderes“, durch dass sie „wirklich das Gefühl [hatte] in der Großstadt zu sein“.

Ihre Fenster gehen zu einem Hinterhof hinaus, in dem sich ein Gebetsraum befindet. Wenn sie ihre Fenster geöffnet hat, kann sie das Beten hören. Gerade im Sommer höre sie auch oftmals bis spät in die Nacht Kinder im Hof spielen und schreien, „aber das stört mich jetzt kein bisschen“, wie sie bekräftigt. Vielmehr ist das „halt das Coole für junge Leute, wenn man auch [selbst] mal lauter sein kann, ohne, dass sich da sofort die Nachbarn beschweren. [...] Ich meine, man ruft dann halt nicht sofort die Polizei“.

Allerdings gibt es durchaus auch gegenteilige Erfahrungen, dass Nachbarn bereits bei minimaler Lautstärke die Polizei riefen, wie es unter anderem die Betreiber des Import Export wiederholt erfuhren. Diese Erwartungen an das Wohnumfeld sich bezüglich der Lautstärke an vorgegebene Regeln zu halten, wie sie auch in Aussagen anderer Gesprächspartner zum Vorschein traten, steht den Erwartung von Sarah und anderen, vor allem jüngeren Befragten gegenüber. Diese empfanden die laute Geräuschkulisse als etwas, das ein Leben im Zentrum einer Großstadt selbstverständlich mit sich bringt und das gerade deshalb das Viertel auch so großstädtisch erscheinen lässt.

Der Umgang mit Lautstärke hat für Sarah daher etwas mit Gewohnheiten und mit den Erwartungen an den eigenen Lebensraum zu tun. Während sie mit ihrer Wohngemeinschaft schon mehrmals ungestört Partys feiern konnte, akzeptiere sie zu anderen Zeiten eben auch das Schreien von Kindern im Hof:

„Man muss halt dann auch damit klar kommen, dass es halt auch umgekehrt dann mal laut ist, wenn man es selber gerade nicht so unbedingt brauchen kann. Ich glaube, das liegt an der Toleranz. [...] Die Toleranzspanne ist ziemlich weit. [...] Von dem her sind die Leute es einfach gewohnt, dass es laut ist.“

Im Gegensatz zu anderen Gesprächspartnern bewertet Sarah das Akzeptieren von Geräuschen anderer also vielmehr als notwendige Toleranzbereitschaft gegenüber unterschiedlichen Lebensformen.

Neben der Geräuschkulisse, sind es auch Bewegungen und Rhythmen im Viertel, die als distinkt wahrgenommen werden.

### **5.1.3 Bewegungsrhythmen: „Rumschlendern, das ist halt so wie die Stimmung [auf den Straßen] ist“**

Wie sich Menschen im Raum bewegen, welche Wege sie nehmen und welche Wege dabei frei begehbar sind oder nicht, wird meist klar reglementiert. Bestimmte Räume werden also auch in Bezug zu ihren vorgegebenen Wegen und vorherrschenden Bewegungsregeln wahrgenommen und bewertet. In einer Ausstellung bewegen sich Menschen beispielsweise in anderen Rhythmen und Bahnen als in einer Fußgängerzone. Auch auf den meisten öffentlichen Straßen Münchens ist dies strikt geregelt. Fast jede Straße verfügt mittlerweile rechts und links über einen Fahrradweg, der deutlich von der Autostraße getrennt ist. Darüber hinaus befindet sich daneben meist ein zweiter getrennter Fußgängerweg. Für die Gehwege ist wiederum klar vorgegeben in welcher Form und in welchen Begrenzungen Geschäfte Waren auslegen oder Gaststätten Gäste bedienen dürfen. Warenauslagen und so genannte Freischankflächen, die sich auf „öffentlichem Verkehrsgrund“ befinden, unterliegen dabei sowohl gestalterischen Vorgaben als auch Sortiments- und Flächenbeschränkungen (Sondernutzungsrichtlinien: 6f).

Auch in der Goethestraße ist eine derartige strikte Regelung, bzw. Markierung einzelner Wege, zu finden. An eine Nutzung des Fahrradwegs ist hier jedoch kaum zu denken. Entweder ist dieser mit parkenden Autos blockiert oder es gehen Menschen darauf, gegen deren Anzahl auch eine Fahrradklingel nicht ankäme. Dazwischen herrscht auf den kleineren Straßen fast immer Verkehrschaos und sobald der Verkehr zum Erliegen kommt, mischen sich unter die wartenden Autos gehende Menschen, die die Straßen überqueren. Fußgängerampeln verlieren spätestens zu diesem Zeitpunkt ihre Funktion. Aber selbst als Fußgänger ist ein stetiger Gang zu bestimmten Tageszeiten kaum möglich. Vielmehr ist man auf dem Weg zu seinem Ziel mit einem ständigen Ausweichen, Umgehen und wieder Stehenbleiben beschäftigt, das einem fast ein wenig Durchsetzungsvermögen abverlangt, wenn man ein „bestimmtes Ziel“ verfolgt, wie Ronja, eine 26 jährige Studentin, die in der Landwehrstraße wohnt, beschreibt:

„Man muss ein bisschen forscher sein, um Dinge zu erreichen, also ich selbst laufe auch aggressiver [...] hier durch die Straßen wenn ich wohin muss, einfach weil man sich mit viel mehr auseinandersetzen muss auf dem Weg.[...]. Jeder bahnt sich seinen Weg ein bisschen forscher als anderswo.“

Die Masse an Menschen und Dingen erfordert Ronja zu Folge also geradezu eine

geistige Anpassung. Dabei ist es nicht nur die Masse, die ausschlaggebend ist. Es ist auch die Art des Gangs, die die Stimmung des Viertels prägt, wie Mike betont:

„Ich finde, dass das eigentlich auch daher kommt weil ganz viele Leute da einfach 'ultragehilt' unterwegs sind. Also die gehen in einem Tempo, also wenn die da einkaufen bei diesen Gemüseständen und dann mit zwei so Plastiktüten da laufen, du kommst einfach nicht vorbei und bist aber schneller unterwegs, weil es halt ganz viele gibt, die einfach da vor sich hin schleichen, in langsamem Tempo.“

Dem eigenen Tempo stellt Mike das Tempo der 'Anderen' gegenüber. Er selbst ist schnell unterwegs, während „ganz viele Leute“ geradezu durch die Straßen „schleichen“. Zu deren Gang kommt der Eindruck hinzu, den ich in meinen Feldbeobachtungen auch gewann, dass „Leute [...] einfach nur so auf der Straße stehen oder sich auf der Straße treffen“, wie es Mike formuliert (s.o.). Auch Monika fiel dieser spezifische Gang auf, wie sie mit der Aussage „Rumschlendern, das ist halt so wie die Stimmung [auf den Straßen] ist“ betont.

Zu Beginn, so erzählte mir ein Designer, der seit circa einem Jahr ein Büro in der Goethestraße führt, hätte ihn dieses „andere Raumverhalten“, das er auch daran festmacht, dass Menschen auf dem Gehweg stehen bleiben, statt aus dem Weg zu gehen, sehr befremdet. Gleichzeitig, so beschreibt Ronja, übertrage sich dieses „andere Raumverhalten“ auch auf einen selbst:

„In anderen Stadtteilen warte ich an Ampeln, meistens, außer es ist nachts oder wirklich gar nichts los oder ich lauf zumindest an der Ampel über die Straße, auch wenn sie rot ist, während ich hier total oft über die Straße lauf, wenn da keine Ampel ist und wenn es auch nicht grün ist. Ich lauf dann halt so zwischen den Autos durch, weil es sowieso alle machen. Weil es so schwer ist, durchzukommen.“

Während sich Ronja in anderen Stadtteilen an gewisse Regeln hält, übernimmt sie hier andere dominierende Verhaltensmuster, die diesen Regeln widersprechen. Ihr Raumverhalten passt sich somit zum einen dem Verhalten anderer an. Zum anderen wird es durch die räumlichen Strukturen („weil es so schwer ist durchzukommen“) bedingt.

Hasret bringt für dieses „andere Raumverhalten“ ein kulturelles Erklärungsmuster an:

„Es kommt auch ein bisschen von der Mentalität der Menschen. Wenn ich jetzt vom Stachus Richtung Marienplatz laufe, sehe ich Menschen hin und her gehen, aber ich sehe nicht irgendwo ein paar Leute untereinander sprechen oder irgendwas diskutieren. Nur Lauferei hin und her, in Bewegung, Geschäfte rein und raus. Aber dass so ein paar Leute zusammen kommen so wie hier auf der Straße, die die Gehwege sperren...Bei uns ist das üblich. Du machst eine [Bewegung mit der] Schulter und gehst rüber. So machen wir das, sonst kommen wir nicht durch.“

Das Treffen auf der Straße und das Versperren der Gehwege sind für Hasret keine münchenspezifischen Praktiken, wie er am Beispiel der Fußgängerzone zwischen Stachus und Marienplatz erklärt. Vielmehr meint er darin 'türkische Verhaltensmuster'



zu erkennen, da dies bei 'ihnen' so „üblich“ sei.

Diese Differenzierung zwischen dem eigenen Verhalten und dem Verhalten der 'Anderen', kommt auch in anderen Formulierungen zum Ausdruck. So beispielsweise bei Mike, der sein Tempo mit dem anderer „Leute“ verglich oder bei Monika, die das Leben auf der Straße und das Flair als etwas nicht „typisch Deutsch[es]“ bewertete. Immer wieder begegnen mir derartige Aussagen, die spezifische Charaktereigenschaften des Viertels an dem Verhalten anderer festmachen, sich selbst jedoch aus diesem Verhalten ausklammern. Selten werden diese Abgrenzung klar benannt oder definiert. Wer zum Beispiel diese „vielen Leute“ bei Mike sind, die sich durch ihren spezifischen Gang auszeichnen oder woran für Monika etwas als „typisch deutsch“ erkennbar wird, bleibt unklar. Allerdings, so werden spätere Aussagen noch zeigen, findet diese Differenzierung in der Regel entlang einer Abgrenzung statt, die zwischen deutsch und nicht deutsch, bzw. migrantisch, zu unterscheiden versucht. Das Verhalten auf der Straße auf den Unterschied zwischen türkischer und deutscher Kultur zurückzuführen, wie es Hasret anbringt, würde jedoch mindestens 20 andere im Viertel vertretene Nationalitäten unberücksichtigt lassen. Darüber hinaus machen die Bewohner und Geschäftsbetreiber türkischen Hintergrunds heute nicht mehr die Mehrzahl im Viertel aus, wie bereits an anderer Stelle erwähnt wurde (vgl. Kapitel 3.3). Aus diesem Grund können diese abgrenzenden Formulierungen nicht leichtfertig als Erläuterungen für spezifisches Raumverhalten herangezogen werden. Gleichwohl spiegeln sich in diesen Aussagen Irritationen über scheinbar fremde Gewohnheiten wider, die sich mit kulturellen Interpretationen leicht erklären lassen.

Dem Empfinden von „Schleichen“ (Mike) und „Rumschlendern“ (Monika) steht gleichzeitig der Eindruck Monikas von Kurzweiligkeit und Dynamik gegenüber. Diese Betriebsamkeit wird zum einen mit der Nähe zum Hauptbahnhof in Verbindung gebracht, der einen stetigen Fluss an Menschen hervorbringt und aufnimmt und zum anderen durch eine Vielzahl an temporären Besuchern im Viertel, die in einem der zahlreichen Hotels oder Jugendherbergen untergebracht sind. Monika beschreibt dies als einen typischen „Bahnhofsbetrieb“, denn

„da strömen auch so die ganzen Leute vom Bahnhof raus, weil da dann verschiedene Eingänge und Ausgänge sind. [...]. Und von da verteilt es sich ja dann wieder mehr...das Kommen und Gehen [...], das halt dann so ein Rein- und Rausgehen ist, auch so von den Touristen her, das merkt man dann, wenn man so entlang geht, kommen sie alle mit ihrem Trolli dann so an...oder auch so Geschäftsleute, die dann halt so kurz hier übernachten, weil auch viele Hotels dann in der Straße noch sind.“

Die Nähe zum Hauptbahnhof und die Strukturen und Bewegungen, die mit der Institution Bahnhof in Verbindung gebracht werden, übertragen sich für Monika durch

ein „Strömen“, ein „Kommen- und Gehen“ und ein „Raus- und Rein“ also auch auf das Südliche Bahnhofsviertel. Gleichzeitig beeinflusst die Nähe zum Hauptbahnhof auch die Etablierung eines spezifischen Gewerbes für Touristen. Dieses zeichnet sich sowohl durch Hotels und Jugendherbergen als auch durch Friseurgeschäfte, Schnellimbisse und Vergnügungsgewerbe unterschiedlicher Art aus.

Dieser stetige Bewegungsfluss auf der Straße drängte sich auch mir als erster prägender Eindruck im Feld auf. Die Erfahrung des Stehenbleibens (vgl. Kapitel 2.2), die mir das Gefühl gab, aus einem gleichmäßigen Rhythmus hinauszufallen, unterstrich diesen Eindruck. Dass Leute 'schlenderten', 'schlichen' oder sich spontan auf der Straße trafen und den Weg blockierten, war mir dagegen erst später aufgefallen. Dass ich damals für längere Zeit an einer Kreuzung gestanden hatte, konnte also nicht in dem Maße für Aufmerksamkeit gesorgt haben. Vielmehr zeigte sich auch daran, dass dieser Raum wie jeder andere von eigenen Regeln und Ordnungen strukturiert wird, die mir zu Beginn nicht bewusst waren. Der Treffpunkt an der Kreuzung oder das Sitzen vor der Spielbank, wie es in meinen Feldbeschreibungen nachzulesen ist, scheinen im Gegensatz zu der von mir gewählten Kreuzung dagegen etablierte Orte des Treffens zu sein.

Ein spezifischer Rhythmus des Viertels spiegelt sich darüber hinaus in einer hohen Fluktuation der Geschäfte wider, wie Katrin beschreibt:

„Die Dynamik zeigt sich ja auch daran, dass Geschäfte aufmachen und wieder zu machen und ganz ganz schnell ein neues Geschäft da ist. Gerade hier im Zentrum [Landwehr- und Schillerstraße], da ist sofort was Neues drin.“

Während meiner Feldbesuche war auch mir aufgefallen, dass in vielen Schaufenstern grellrote Hinweisschilder angebracht waren, auf denen in schwarzen Buchstaben „Neueröffnung“ zu lesen war. Gleichzeitig zeigt sich diese Dynamik auch in einer hohen Anpassungsleistung an das aktuelle Weltgeschehen und durch einen stetigen Wandel des Viertels, wie bereits erwähnt wurde (vgl. Kapitel 2.1) .

Dynamische Strukturen, wie sie hier beschrieben wurden, stehen also zum einen für eine stetige, nie still stehende reale Bewegung von Menschen und Gütern im Raum und andererseits für eine Wandelbarkeit und Anpassungsleistung bezüglich ökonomischer und sozialer Strukturen. In Formulierungen wie „aufmachen und wieder zumachen“, „schleichen“, „schlendern“, „strömen“, „kommen und gehen“, die verschiedene Verben der Bewegung umschreiben, drücken sich darüber hinaus unterschiedliche Rhythmen und Geschwindigkeiten aus, die für das Viertel charakteristisch sind.

Dieser Wandelbarkeit steht eine gefühlte Beharrlichkeit gegenüber, die gerne mit

anderen Vierteln Münchens in Verbindung gebracht wird. Aus diesem Grund fiel die Wahl bezüglich eines neuen Wohnortes bei Katrin und ihrem Mann auch auf das Südliche Bahnhofsviertel:

„Wir wollen nicht im Lehel wohnen, im Gutbürgerlichen, sondern wir mögen irgendwo wohnen, wo es ein bisschen spannender ist, wo ein bisschen mehr Bewegung da ist. Das Lehel finde ich vom Bautechnischen her ein wunderschönes Viertel, aber eben so stagnierend.“

Das Lehel, das dem Stadtportal der Stadt München zu Folge „ein beliebtes Wohnviertel in zentraler Lage“ darstellt, sieht Katrin als ein Gegenbild zum Südlichen Bahnhofsviertel (vgl. Stadtportal<sup>5</sup>). Ihr Kommentar, das Lehel sei stagnierend entspricht dabei einem typischen Münchner Klischee von Konservatismus (vgl. Kapitel 4.2.1), denn der Begriff der Stagnation steht der Bedeutung einer konservativen Haltung, im Sinne des Bewahrens und Festhaltens am „Hergebrachten“ sehr nahe (Duden Fremdwörterbuch: 238). Auch in einer bereits erwähnten Aussage Hajo Bahners kommt eine ähnliche Gegenüberstellung zum Ausdruck, in der er betont, die Stadt München hinke im Vergleich zum Südlichen Bahnhofsviertel den aktuellen weltpolitischen Entwicklungen immer ein wenig hinterher.

#### **5.1.4 Grenzziehungen nach Außen: „Das ist halt wirklich so ein Schnitt, wenn man südlich von der Landwehrstraße die Straße entlang geht“**

Mit der Frage nach der persönlichen Begriffsbezeichnung für die eigene Wohngegend, die ich meinen Gesprächspartnern stets stellte, löste ich teilweise Irritationen aus. Welchen Namen das Viertel trug, in dem sie wohnten, war dabei selten eindeutig, denn die Bezeichnung 'Bahnhofsviertel' stand bei den wenigsten für eine Namensgebung des Viertels als vielmehr für ein Phänomen. Die Gegend, in der sie wohnten, umschrieben die Befragten eher mit anderen Worten, wie „ich sage immer Landwehrstraße zwischen Hauptbahnhof und Wiesn...egal ob Münchner oder nicht Münchner, damit kann jeder irgendwie was anfangen“, wie Sarah bemerkt. Auch als Katrin mit ihrem Mann in die Schwanthalerstraße zog, seien viele bei der Erklärung, sie würden jetzt im Bahnhofsviertel wohnen, irritiert gewesen: „Da haben viele nicht so richtig gewusst...Wiederum wenn du sagst 'Schwanthalerstraße', das weiß jeder. Aber Bahnhofsviertel...das ist so ein sehr diffuser Begriff gewesen“.

Das *Phänomen* Bahnhofsviertel, das für die Bewohner hingegen leichter zu definieren war, steht für ein spezifisches Gewerbe, das vor allem durch die hohe Konzentration an Vergnügungsstätten wie Spielhallen und Sexshops gekennzeichnet ist. „Als 'Bahnhofsviertel'“, so stellt auch der Soziologe Thorsten Benkel fest, „firmiert nicht

lediglich ein konkret bezeichnbarer Ort, sondern ein *Ortstypus*, der spezifische Merkmale aufweist, die über die Nähe zu Fernverkehrsmöglichkeiten weit hinaus reichen“ (Benkel 2010b: 57, Hervorh. i. Org.).

Für andere Befragte erschien die Bezeichnung 'Bahnhofsviertel' hingegen nicht stimmig, wie beispielsweise Monika betonte, die in der Nähe der Sonnenstraße wohnt. Ihrer Meinung nach befindet sich ihre Wohnung eher im Zentrum als im Bahnhofsviertel. „Bahnhofsviertel....bin ich nie auf die Idee gekommen, weil ich den Bahnhof eigentlich auch nicht sehe“.

An dieser Bemerkung und an den uneindeutigen Viertelbezeichnungen, wie sie von anderen formuliert wurden, zeigte sich, dass das Viertel gerade hinsichtlich der Namensgebung nicht für jeden der Bewohner eindeutig definierbar ist. Während die einen die Bezeichnung *Bahnhofsviertel* für ihre Wohngegend bevorzugten, tendierten andere dazu, den Wohnort mit bekannten Straßenzügen wie der *Schwanthalerstraße* und mit bekannten Institutionen wie der *Wiesn* oder dem *Hauptbahnhof* zu umschreiben. Die Bezeichnung *Südliches Bahnhofsviertel* wählte darüber hinaus keiner der Bewohner.

Demgegenüber nahmen die Bewohner die sozialen und ökonomische Strukturen, welche die eigene Wohngegend charakterisieren als klar von der umliegenden Gegend abgrenzbar wahr. Dazu gehörten unter anderem die beschriebenen raumstrukturierenden Elemente der Dichte und Belebtheit sowie ein spezifisches Gewerbe. Was zu 'ihrem Viertel' gehörte und was nicht, erhielt mit einem Mal also doch klare Formen. Sowohl die Belebtheit als auch das Gewerbe sind es, die „so ein bisschen [...] das Viertel ausmach[en], also optisch“, wie beispielsweise Frank bemerkt. An dieser prägenden Optik sei für ihn klar erkennbar, inwieweit es sich noch um 'Bahnhofsviertel' handle und ab welcher Stelle Anderes beginne. Dies zeigt sich daran:

„wie viel auf der Straße los ist. Das ist, glaube ich, das Hauptaugenmerk und das ist halt wirklich so ein Schnitt, wenn man südlich von der Landwehrstraße die Straße entlang geht. Da ist dann überhaupt kein Geschäft mehr, gar nichts mehr. Und hier sind halt lauter kleine Läden. Also das meiste sind halt Computerläden oder so 'Ramschläden': Handyläden, Goldankauf, und so 'Mischmasch', Telefonshops, oder dann so Klamotten, so Billigzeug, die haben dann aber auch Spielzeug und Koffer [zu verkaufen]...und so Wettbüros und Spielhöllen.“

Mit Bezeichnung wie 'Ramschläden' und 'Mischmasch', weist Frank vor allem auf Gewerbestrukturen hin, welche nicht immer einer klaren Branche zuzuordnen sind. An diesen spezifischen Gewerbestrukturen und an der Belebtheit der Straße sind für die meisten befragten Bewohner die Grenzen des Viertels erkennbar. Denn zwischen dem Einen und dem Anderen besteht ein regelrechter Schnitt, wie Frank beschreibt.

Bezeichnender Weise beziehen sich die Beschreibungen und Abgrenzungen des Gebiets

'Bahnhofsviertel' fast ausschließlich auf die Region südlich des Münchner Hauptbahnhofs. Kaum einer fasst die östliche oder nördliche Gegend des Bahnhofs in seine Beschreibungen mit ein. Auch wenn sich keiner explizit auf den Begriff 'Südliches Bahnhofsviertel' bezog, erwähnten die Befragten also in ihren Beschreibungen stets das unter dieser Bezeichnung gefasste Gebiet.

Nicht nur die Lebendigkeit der Straßen und das besondere Gewerbe kennzeichnen das Viertel, sondern auch spezifische Formen der Raumeignung. Die Gehwege dienen dabei im Viertel nicht ausschließlich dem Zweck des Passierens, sondern sie bilden auch Räume des sozialen Austauschs. Dies drückt sich in spezifischen Verhaltensweisen und Praktiken aus, wie im folgenden Kapitel gezeigt wird.

### **5.1.5 Raumeignungen: „Das wird ein bisschen mehr wie Eigentum behandelt“**

Dass sich die Geschäfte hier im Viertel bis auf den Gehweg ausbreiten, empfindet Ronja als „anders“ und „wenig verbreitet in Deutschland“. 'Anders' sei dabei vor allem, so ihr Eindruck, dass die Straße „ein bisschen mehr wie Eigentum behandelt“ werden würde. Auch hier zeigt sich eine Differenzierung zwischen scheinbar deutschen und unspezifischen 'anderen' Gewohnheiten. Allerdings werden meiner Erfahrung nach auch in anderen Vierteln durchaus Waren vor dem eigentlichen Geschäft angeboten. Dort befinden sie sich jedoch meist geordnet in Körben und nehmen nur sehr wenig Raum ein. Im Südlichen Bahnhofsviertel tritt dieser Eindruck hingegen besonders deutlich hervor, weil die Straßen ohnehin sehr eng sind. Darüber hinaus wird das gesamte Angebot an frischem Gemüse und Obst von manchen Geschäften tatsächlich ausschließlich in den Bereichen vor den Läden angeboten, die Mike als „'markthafte'[...] Außenbereiche“ bezeichnete. Gegenüber den gewohnten Raumstrukturen von Supermärkten, die ihre Waren vorwiegend in den Räumen der Geschäfte anbieten, stellen diese marktartigen Formationen aus Kisten und Jalousien für meine Gesprächspartner eine besondere Aneignungen des Raums dar. Dies zeigt sich jedoch nicht nur in raumeinnehmenden Praktiken, sondern auch durch ein erhöhtes Verantwortungsgefühl für den Raum, für das auch Mike erneut eine kulturelle, bzw. eine 'nicht deutsche', Begründung anbringt:

„Vielleicht ist es einfach so, dass durch diese ganzen Nationalitäten so eine andere Einstellung rein kommt. Also was mir auch auffällt, ist, dass eigentlich die Meisten auch auf der Goethestraße, täglich fast [...] vor ihrem Laden rauskehren, oder sogar einen Eimer drüber kippen und drüber wischen. Das macht jetzt sonst eigentlich auch keiner in München, dass der vor seinem Laden den Gehsteig putzt. Ein Deutscher würde eher so anfangen: 'Ja wann kommt denn die Straßenreinigung mal wieder?'“

Die Verantwortung über die Ordnung und Sauberkeit des öffentlichen Raums an die Straßenreinigung abzugeben, interpretiert Mike als etwas typisch Deutsches, während auch hier die „ganzen Nationalitäten“, die jedoch nicht weiter differenziert werden, dieser scheinbar deutschen Mentalität gegenüber stehen.

Allerdings ist das Empfinden, der Raum der Straße würde durch bestimmte Geschäftsbetreiber und Besucher des Viertels verstärkt als etwas Eigenes eingenommen werden, für die Befragten nicht mit dem Besitzanspruch einer bestimmten dominierenden Gruppe verbunden. Entgegen meiner Vermutungen lösen diese Praktiken also kein Gefühl der eigenen Fremdheit oder der Unerwünschtheit aus, wie Mike erklärt:

„Auf der Straße finde ich das nicht, dass ich mich da fremd fühlen würde oder unsicher, wie ich jetzt mit irgendetwas umzugehen hätte. Das hat ja schon so einen besonderen Charakter, aber es ist für mich immer noch ganz normal. Es ist ja jetzt auch nicht so, [...] dass da ein Anspruch von irgendwelchen Gruppen bestimmter Nationalitäten oder so wäre, dass das hier was Eigenes wäre, oder dass man hier unerwünscht wäre, das ist nicht so.“

Diese Praktiken der Rauman eignung folgen also viel eher einem Prinzip des 'Leben-und-Leben-lassens', nach dem jeder seine eigenen Interessen verfolgt, ohne Erwartungen an den anderen zu stellen.

Die Dichte und Kleinteiligkeit der Geschäfte und ihre bis auf den Gehweg reichenden Warenauslagen vermittelt an manchen Stellen den Eindruck, als würde jeder verfügbare Raum maximal genutzt werden. Manches Mal kommt dies fast einer *Übernutzung* des Raumes nahe, so dass gleiche Räume bisweilen zu unterschiedlichen Tageszeiten für verschiedenartige Nutzungen zur Verfügung stehen.

Ein prägnantes Beispiel findet sich an der Sonnenstraße. Hier hat sich ein Club eingemietet, der an den meisten Tagen ab 22 Uhr öffnet. Der Eingangsbereich, der zu den Betriebszeiten des Clubs von Partygästen und Türstehern genutzt wird, bietet tagsüber Raum für ein kleines Geschäft das Kleider und Schuhe verkauft. Das eigentliche Geschäft besteht also lediglich aus einem kleinen offenen Raum ohne Türen sowie den Treppenstufen, die zum Eingang des Clubs führen. Diese Art von *Doppelnutzung* und dichtem Nebeneinander wird neben einer maximalen *Raumausnutzung* vor allem durch eine maximale *Zeitausnutzung* gewährleistet, denn verschiedene 'Dienste' werden dabei zu verschiedenen Zeiten angeboten. Dichte, so beschreibt auch der Soziologe Helmut Berking, sei oftmals „härteste Zumutung [...], [welche] die unmöglichsten Verbindungen Wirklichkeit werden lässt“ (Berking 2008: 21). Aus diesem Grund findet sich hier auch enorm Gegensätzliches auf engem Raum.

Während das Viertel beispielsweise als das „religiöseste Viertel“ Münchens gilt, wie es

im Programm der Stadtraumerkundungen des Stadtprojekts der Kammerspiele hieß, ist es vor allem auch als Vergnügungs- und Rotlichtviertel bekannt und während die einen Räumlichkeiten eher zu Tageszeiten frequentiert werden, zeichnen sich die anderen vor allem durch ihren Nachtbetrieb aus. Das Südliche Bahnhofsviertel ist somit durch spezifische Tages- und Nachtwelten geprägt, deren 'Bedürfnisse' und 'Dienste' zeitversetzt ausgelebt und angeboten werden.

Dichte überträgt sich auch in anderer Weise auf das Handeln der Menschen, denn es sind nicht nur Güter und Menschen, die auf engem Raum zusammenkommen, sondern auch die verschiedensten Interessen und Absichten. In diesem Sinne sind Durchsetzungsvermögen, sowie Selbstbestimmung und Kreativität im Umgang mit knappen Räumlichkeiten und vorherrschenden Regelungen gefragt. Vorgegebene Regeln und Ordnungen werden daher freier ausgelegt und es entsteht mitunter ein eigener „Organisationscharakter“, wie Mike beschreibt:

„Das ist nicht ganz so geordnet, geordnet in so einem Sinn, dass alles sauber [und] richtig organisiert ist, sondern es ist ein bisschen flexibler, da kann es dann auch mal sowas geben [...], dass es alles ein bisschen ausgelassener ist in Bezug darauf, was da passiert.“

Dieser andere Organisationscharakter und die Flexibilität im Umgang mit Regeln zeigen sich beispielsweise an der beschriebenen Nutzung der Gehwege und Straßen. Gleichzeitig erzählt Mike, wie in Absprache zwischen Kunde und Imbissbesitzer auch einmal die Schanklizenzen umgangen werden, indem Kunden ihr Bier unter den Tisch statt auf den Tisch stellen, da der Verkauf von alkoholischen Getränken hier vermutlich aufgrund fehlender gaststättenrechtlicher Erlaubnis untersagt ist. Eigene Wege werden somit nicht nur auf den Straßen gebahnt sondern auch in der Auslegung von Gesetzen.

Die von den Befragten als ungewohnt empfundenen Momente erwecken den Eindruck, als kennzeichne eine andere „Einstellung“ zum öffentlichen Raum manche der Verhaltensweisen im Viertel. Inwiefern das ein Frage der Mentalität oder des kulturellen Hintergrundes ist, bleibt jedoch kritisch zu hinterfragen, wie bereits an anderer Stelle bemerkt wurde. Dennoch sorgen diese Umgangsweisen im öffentlichen Raum bezeichnender Weise mehrheitlich unter Deutschen für Befremden.

### **5.1.6 Exkurs: Der Bedeutungswandel des öffentlichen Raums**

Das Ausmaß, in dem das private vom öffentlichen Leben getrennt wird, stellte lange Zeit ein Analysemerkmal dar, anhand dessen die Lebensweise des Stadtbewohners von der des Landbewohners unterschieden wurde. Sozial macht sich diese Trennung von

Privatheit und Öffentlichkeit durch unterschiedliche Kommunikations- und Interaktionsformen im Alltagsleben bemerkbar, wie der Soziologe Walter Siebel bemerkt. Diese Trennung gleiche einem Theater mit Vorder- und Hinterbühne, wie Siebel mit Verweis auf den amerikanischen Soziologen Erving Goffman anbringt. Während auf der Vorderbühne etwas vorgespielt werde, bliebe die Hinterbühne als Raum für Emotionen und Intimitäten erhalten (Siebel 2004: 15; vgl. Goffman 1973).

Ein Blick in die Geschichte der europäischen Stadt zeigt, dass das öffentliche Leben in ihr stets eine besondere Rolle einnahm. Dieses besaß neben sozialen vor allem normative Funktionen im Sinne einer bürgerlichen Demokratisierung und gesellschaftlichen Integration (Siebel 2004: 15). Die europäische Stadt wie sie sich im Mittelalter herausbildete, „ist der Ort an dem die freiheitlich-bürgerliche Gesellschaft entstanden ist, mit einer besonderen, urbanen Lebensart, die Städter und Landbewohner klar unterscheidet“, wie der Soziologe Bernhard Schäfers betont (Schäfers 2009: 27). Öffentlichkeit, wie auch der Soziologe Ulfert Herlyn bemerkt, stellte „seit jeher das Lebenselixier der verstädterten bürgerlichen Gesellschaft dar insofern, als die freie Zugänglichkeit zu Informationen eine notwendige Voraussetzung von Demokratie darstellt“ (Herlyn 2004: 121).

Die Polarisierung von Privatheit und Öffentlichkeit, als wichtigstes Kennzeichen einer Stadt wurde unter anderem durch den Soziologen Hans Paul Bahrtdt zu Beginn der 1960er Jahre formuliert. Die Polaritäten des städtischen Lebens beschrieb Bahrtdt unter anderem am Beispiel des Marktplatzes und der Wohnung. Für ihn stellte der städtische Markt als „früheste Form einer Öffentlichkeit“ einen Ort dar, an dem sich der Einzelne nur unvollständig integrieren konnte (Bahrtdt 1998: 83, 86). Vielmehr wurde ihm hier eine ganz bestimmte Rolle zugewiesen, durch die er nicht in seiner ganzen Persönlichkeit, sondern beispielsweise nur als Kunde erkannt wurde. Die eigene Wohnung steht demgegenüber für den Ort der Privatheit, Vertrautheit und Unmittelbarkeit (ebd.: 83, 98ff). „Der öffentliche Raum“, so Walter Siebel, ist somit ein „Ort stilisierten, distanzierten Verhaltens und [ein] Ort der Anonymität“ - eine Charakterisierung städtischer Verhaltensweisen, auf die bereits Georg Simmel verwies (Siebel 2004: 15).

Heute befinden wir uns in einer Zeit, in der diese Bedeutung der Öffentlichkeit neu ausgehandelt wird, wie Thomas Hengartner bemerkt (Hengartner 2005: 76). Die Funktionen, welche der öffentliche Raum in der Vergangenheit einnahm, befinden sich dabei stetig im Wandel. Marktfunktionen haben sich aus dem öffentlichen Raum in geschlossene Räume und zu einem großen Teil an den Rand der Städte verlagert.



Während der Platz, die Agora oder das Caféhaus, dem Stadtplaner Klaus Selle zu Folge früher den Ort der öffentlichen Meinungsbildung darstellten, sind an ihre Stelle Zeitungen, Fernsehen und Internet getreten (Selle 2004: 123). Die Definition, wie sie Bahrdt formulierte, hat im Laufe der Zeit also an Trennschärfe verloren (Siebel 2004: 32).

Gerade die Beliebtheit sozialer Netzwerke wie *Facebook*, *MySpace* oder *Twitter* oder die 'ungenierte' Handynutzung in der Öffentlichkeit führen zu einer „Verletzung urbaner Verhaltenscodes“, wie Siebel bemerkt (ebd.: 30). Die Tatsache, dass manche der genannten Netzwerke durch ihre „Dienste [...] den gleitenden Übergang von privat zu öffentlich zum Prinzip“ machten, bringe eine sukzessiven Erosion dieser Trennung mit sich, wie auch *Der Spiegel* schreibt (vgl. Stöcker 2010). Dies ist nur ein Beispiel innerhalb des umfassenden Themenbereichs der Entgrenzung von Privatheit und Öffentlichkeit, die sich beliebig ausweiten ließe.<sup>27</sup> Andererseits zeigt sich daran, dass in der Vergangenheit und Gegenwart über dieses Thema heftig diskutiert wurde, dass die Vorstellung einer klaren Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit noch immer einer tief verankerten Sichtweise in unserer Gesellschaft entspricht.

Dieser Exkurs führt schließlich wieder zu meinem Feld zurück. Denn die Brisanz jener Diskussion tritt auch in Formulierungen zum Vorschein, in denen manche Verhaltensweisen im Südlichen Bahnhofsviertel als 'anders' oder 'ungewohnt' beschrieben werden. Sie scheinen nämlich die klassische, strikte Trennung, die für die europäische Stadt charakteristisch war, zu durchbrechen. Gleichzeitig könnte für die besondere Wahrnehmung des öffentlichen Raums auch die Nähe zum Bahnhof eine Rolle spielen, denn Thomas Hengartner zu Folge stellt der Bahnhof, unter anderem durch seine maximale Zugänglichkeit, ein „öffentlicher Ort par excellence“ dar, in dem das Verhalten den Regeln öffentlicher Räume unterliegt (Hengartner 1994: 196). In der Beschreibung eines Hoteliers, der das Südliche Bahnhofsviertel als „Durchlaufviertel“ bezeichnete, spiegelt sich wider, dass der Bahnhof in seiner Bedeutung als öffentlicher Raum auch seine Wirkung auf das Viertel ausübt.

Darüber hinaus wird in den Aussagen deutlich, dass der öffentliche Raum als etwas für Jeden frei Zugängliches verstanden wird. Eine Sichtweise also, die nach Ulfert Herlyn ebenfalls der klassischen Öffentlichkeit der europäischen Stadt entspricht. Das klassische Verständnis von Öffentlichkeit ist also auch mit Erwartungen an die anderen

---

27 Als ein wichtiger Themenbereich könnte hier auch der Wandel der Arbeitswelt genannt werden. Mit der Bezeichnung „postfordistisches Arbeiten“ wird dabei auf eine veränderte Arbeits- und Lebenswelt verwiesen, in der sich ehemals klare Grenzen zwischen Privatleben und Erwerbstätigkeit auflösen (vgl. Götz/Huber u.a. 2010).

Bürger verbunden, sich im öffentlichen Raum „stilisiert“ und „distanziert“ zu verhalten, wie wir es bei Bahrds und Simmel wiederfinden können. Zu diesem Verständnis gehört es unter anderem, wie mir der junge Designer vermittelte, den Gehweg für andere Fußgänger frei zu halten oder sich zu bestimmten Tageszeiten ruhig zu verhalten, um andere nicht zu stören, wie Monika bemerkte. Im Sinne Martina Löws ließe sich der öffentliche Raum also auch als ein institutionalisierter Raum beschreiben, in den sich bestimmte gesellschaftliche Verhaltensregeln eingeschrieben haben und der das menschliche Zusammenleben strukturiert (vgl. Kapitel 4.3.1). Das Grüßen über die Straße hinweg, das spontane Zusammentreffen von Menschen, ihr Blockieren des Gehwegs oder die erhöhte Lautstärke entsprechen aber gerade nicht einem stilisierten Verhalten im Sinne Bahrds oder Simmels. Aus den Eindrücken der Befragten, das soziale Leben verlagere sich verstärkt in den öffentlichen Raum und dieser Raum würde vermehrt als „Eigentum“ behandelt werden, schloss ich, dass die Grenzen zwischen Privatheit und Öffentlichkeit hier durchbrochen oder zumindest verwischt sein würden. Allerdings folgten auf diese Vermutung andere, widersprechende Aussagen, die später behandelt werden sollen (vgl. Kapitel 5.2.2).

### **5.1.7 Zusammenfassung: Dichte zwischen Faszination und Abneigung**

Die beschriebene Belebtheit der Straßen und die Dichte der Geschäfte prägen das Raumempfinden der Bewohner und Besucher des Südlichen Bahnhofsviertels. Darüber hinaus steht die erhöhte Lautstärke in direkter Verbindung zu diesem prägenden Straßenbild des Viertels, insofern, als dieses erst durch das hohe Verkehrsaufkommen und durch das verstärkte Leben auf der Straße zustande kommt. Diese drei Elemente bestehend aus Geschäften, Menschen und Geräuschen sind es also, die im Sinne Martina Löws den Raum durch ihre jeweils eigene Außenwirkung mitgestalten (vgl. Kapitel 4.3.1). Gleichzeitig sind es die Befragten selbst, die eine Verknüpfung und Anordnung der Elemente vollziehen und dem Raum damit eine bestimmte Bedeutung und Bewertung verleihen. Belebtheit, Dichte und die Geräuschkulisse des Viertels werden von ihnen als Symboliken der Urbanität gedeutet.

Die Kategorie der Dichte erinnert an Louis Wirths Beschreibungen städtischer Strukturen. Das bis heute als klassisch urban geltende Bild der Dichte ist darüber hinaus vor allem auf die räumlichen Strukturen der mittelalterlichen Stadt zurückzuführen, die sich erst im Verlauf der Industrialisierung immer mehr auflöste (Henckel/Herkommer 2004: 54). Dichte nahm dabei in Stadtzentren zu und in der Peripherie ab (Venturi 2004: 110). Das Bild der Dichte scheint also nicht nur im wissenschaftlichen Denken

verankert zu sein, sondern auch für meine Gesprächspartner als Zeichen von Urbanität zu gelten.

Die Bewertung dieser urbanen Elemente fällt allerdings gegensätzlich aus. Während die einen mit diesen Faszination verbinden und sich von ihnen angezogen fühlen löst es bei anderen gegenteilige Empfindungen aus. Auch in der Geschichte der Stadt erfuh der Begriff der Dichte stets unterschiedliche Bewertungen, wie die Soziologin Erika Spiegel aufzeigt. Während Dichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch für überfüllte Wohnungen und ungesunde Wohnverhältnisse stand, vollzog sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts für den Begriff der Dichte ein Bedeutungswandel zum „Synonym für städtische Vielfalt, Lebendigkeit, Erlebnisfülle [und] das Städtische schlechthin“ (Spiegel 1998: 39). Die letztere Bedeutung ist es wohl auch, durch welche die „großstädtischen Verdichtungsräume so wenig von ihrer Anziehungskraft verloren haben“, wie Spiegel bemerkt (ebd. 44).

Im Laufe des 20. Jahrhunderts erfuh jene Kategorie jedoch eine schrittweise Auflösung durch geplanten Umbau und die teilweise Zerstörung der alten Städte in Folge von Kriegen. Aus den engen Gassen der Stadt des 19. Jahrhunderts entstanden folglich weitere und lichtdurchflutetere Straßen, um den Bedingungen von Mobilität und Geschwindigkeit gerecht zu werden. Städtische Funktionen vom Arbeiten, über das Wohnen, bis hin zur Erholung erhielten unter dem Einfluss industrieller Rationalisierung ihre jeweils eigenen Standorte in der Stadt und konzentrierten sich nicht mehr allein in der alten Kernstadt (Siebel 2004: 18f; Henckel/Herkommer 2004: 54). Was auf der einen Seite ein Gewinn versprach, bedeutete auf der anderen Seite den Verlust von historisch gewachsenen und widersprüchlichen, sozialen Verhältnissen, wie sie die europäische Stadt stets charakterisierten. Damit gewann die Stadt zwar an Sicherheit und Ordnung, gleichzeitig verlor sie jedoch auch an jenen 'dunklen' Bestandteilen und Nachtseiten, für die sie in der Vergangenheit ebenfalls stand (Siebel 2004: 18f).

Jene urbanen Elemente sind es auch, welche die Befragten als viertelspezifisch nannten. Die verstärkte Verlagerung des sozialen Lebens in den öffentlichen Raum erschien ihnen im Vergleich zu den meisten anderen Orten Münchens als eine ungewohnte Praxis, während es hier im Viertel zum alltäglichen Straßenbild gehört.<sup>28</sup> Diese Belebtheit und das 'Trubelige' stehen dem sonstigen 'provinziellen Charakter' Münchens gegenüber, wie es beispielsweise Katrin formulierte. In dieser Hinsicht hebt sich das Viertel für manche der Befragten also von einem für sie typischen Münchner Habitus

---

28 Allerdings verfügen auch andere Orte Münchens über ein ähnliches Straßenbild (vgl. Anmerkung 23).

ab.

Wie gezeigt werden konnte, wird das Südliche Bahnhofsviertel darüber hinaus auch anhand seiner spezifischen Raumbewegungen und -aneignungen beschrieben. Die Vielzahl der Geschäfte und ihre maximalen Raum- und Zeitnutzungen spiegeln sich bei den Befragten auch in Wahrnehmungen physischer Dichte wider. Diese Wahrnehmung überträgt sich auch auf das Verhalten der Menschen. Während die einen mit Furcht reagieren, verlangsamt Dichte bei anderen die Geschwindigkeit, die aus einem zielstrebigem einen schleichenden Gang macht. Das Viertel wird also auch durch seine spezifischen Rhythmen, Bewegungs- und Ruheformen von anderen Vierteln Münchens abgegrenzt. Wie Helmuth Berking mit Verweis auf den Schriftsteller Robert Musil formuliert, könnte man also sagen, „Städte“, bzw. Stadtviertel „lassen sich an ihrem Gang erkennen“ (Berking 2008: 29f; vgl. Musil 1973). Die Dualität des Raumes, in der Martina Löw zu Folge das Handeln von räumlichen Strukturen beeinflusst wird, lässt sich hieran deutlich ablesen (vgl. Kapitel 4.3.1).

Gleichzeitig beeinflussen auch spezifische räumliche Strukturen in Form von Regeln und Ordnungen das soziale Verhalten. Die Bedeutung des Hauptbahnhofs, der für Kurzweiligkeit, Mobilität und Ankunft des Neuen steht, überträgt sich auch auf den umliegenden Raum und lässt das Viertel als dynamisch, mobil und wandelbar erscheinen. Diese Strukturen drücken sich auch in spezifischen Gewerbeformen aus, die an eine Laufkundschaft angepasst sind, sowie in Rhythmen und Bewegungen, die als ein Strömen und ein Kommen und Gehen spürbar werden. Die Bezeichnung 'Bahnhofsviertel', so hat sich ferner gezeigt, steht mehr für ein Phänomen, als für eine Ortsbezeichnung. Die charakteristischen Eigenschaften, die mit diesem Phänomen in Verbindung gebracht werden, dienen dabei ebenfalls einer klaren Abgrenzung zwischen dem Viertel und umliegenden Orten.

Aber auch die Auflösung gewohnter räumlicher Ordnungen, wie am Beispiel der Fahrrad- und Gehwege aufgezeigt wurde, überträgt sich auf das soziale Verhalten. Hieraus entwickeln sich Praktiken, die für die Befragten zu einem distinkten Merkmal des Viertels werden und sich gleich einem viertelspezifischen Habitus auf das eigene Handeln übertragen, wie Ronja am Beispiel des Überquerens der Straßen beschrieb. Darüber hinaus ist auch der umgekehrte Prozess erkennbar, in dem sich eingespieltes Handeln in räumlichen Ordnungen manifestiert. Hierbei entstehen bestimmte Orte des Treffens, an denen die Ansammlung von Menschengruppen im Vergleich zu anderen Orten zum gewohnten Bild werden.

Die besonderen Raumaneignungen, die teilweise einem Marktcharakter gleichen,

entsprechen dem was Martina Löw als Plazierungen bezeichnet (vgl. Kapitel 4.3.1). Das Südliches Bahnhofsviertel zeichnet sich in dieser Hinsicht vor allem durch eine dichte Über- und Doppelnutzungen aus. Wie die Stadtökonominnen Dietrich Henckel und Benjamin Herkommer beschreiben, erfolgt eine derartige „Intensivierung der Raumnutzung“ besonders „an den Orten höchster Erreichbarkeit“ sowie für die „Zentren ökonomischer Aktivität“ (Henckel/Herkommer 2004: 55). Im Südlichen Bahnhofsviertel ist dies einerseits durch die Nähe zum Hauptbahnhof gekennzeichnet und andererseits durch seine hohe Geschäftsdichte bestimmt. Darüber hinaus kommt es hier im Sinne Herkommers und Henckels vor allem zu „Verdichtung[en] solcher Funktionen, die auf einen engen persönlichen Austausch, also räumliche Nähe und die daraus resultierenden Zeitvorteile, angewiesen sind“ (ebd.: 56). Darauf weist unter anderem spezifisches Gewerbe hin, das in besonderer Weise auf Touristen und eine Laufkundschaft ausgelegt ist, bzw. auf Kunden, die das Viertel auch als Treffpunkt nutzen. Darauf werde ich später eingehen (vgl. Kapitel 5.2.4).

Durch die Syntheseleistung wie Löw die geistige Verknüpfung von verschiedenen Elementen zu einem Raum nennt, entsteht also ein Gesamteindruck des Raums, der sich von dominierenden Münchner Raumstrukturen unterscheidet. Dabei sind es nicht nur soziale Güter, sondern auch Menschen und ihre Beziehungen untereinander, die dem Raum seine Gestalt geben. Im Sinne Bourdieus zeigt sich an der Entstehung dieses Raumbildes<sup>29</sup> auch, wie soziales Leben und Interaktionen dem Raum eine eigene Bedeutung verleihen.

## **5.2 Physische Dichte und soziale Distanz**

### **5.2.1 Soziales Nebeneinander: „Man arrangiert sich“**

Dichte und Kompaktheit des Viertels durch sich ausbreitende und kleinteilige Einzelhandelsstrukturen und die Belebtheit der Straßen erwecken teilweise den Eindruck, es geschehe auf den Straßen des Südlichen Bahnhofsviertels mehr als in anderen Vierteln. Die Geräusche der Nachbarn und Menschen im öffentlichen Raum dringen dabei bis in die eigene Wohnung und somit in das private Leben ein. Auch die tatsächlich physische Berührung verstärkt sich in Folge dieser dichten Strukturen, durch die das Fortbewegen der Menschen auf der Straße zu einem gegenseitigen Ausweichen,

<sup>29</sup> Raumbilder entsprechen dem Stadt- und Regionalsoziologen Detlev Ipsen zu Folge einer Verdichtung von Gegenständen zu einem Bild, das auf bestimmte Weise interpretiert wird. So können beispielsweise einzelne Gebäude einer Stadt für eine „spezifische Vorstellung gesellschaftlicher Entwicklung“ stehen (z.B. der Eiffelturm in Paris) (Ipsen 2006: 92). Diese Raumbilder lassen sich besonders gut vom Menschen „entziffer[n]“, wobei „die Einstellung der Menschen zu einem Raumbild [...] dabei nicht identisch sein [muss]“ (ebd.: 93).

Überholen und Stehenbleiben wird. Diese physische Nähe geht jedoch nicht mit einer gleichzeitigen sozialen Nähe einher. Vielmehr überwiegt ein Gefühl der sozialen Abkapselung, in der jeder seine eigenen Interessen, seinen eigenen Alltag und seine eigenen Ziele verfolgt. „Man wird vielleicht ein bisschen ignoriert auf der Straße“, wie Mike beschreibt, ein Verhalten das „manchmal schon so einem Nebeneinandercharakter“ entspreche. Gleichzeitig basiert die Tatsache, dass man hier in Parallelwelten lebt nicht auf einer gegenseitigen Ablehnung, auf Grund derer man sich „bewusst aus dem Weg“ ginge, wie Sarah bemerkt, sondern man „arrangier[e]“ sich schlichtweg.

Auch mein anfänglicher Eindruck, ich könne als 'Fremde' in diesem Viertel für Aufmerksamkeit sorgen, wurde durch das wachsende Gefühl in einer unbestimmten Masse unterzugehen und nicht in besonderer Weise aufzufallen, ersetzt. Nur ein einziges Mal äußerte man mir gegenüber die Vermutung, ich sei nicht von hier. Vermutlich lag dies aber nicht an meinem Äußeren, sondern vielmehr daran, dass ich als Deutsche, in einer Zeit, in der fast jeder einen eigenen Internetanschluss besitzt, ein Internetcafé besucht hatte. Dieser 'Charakter des Nebeneinanders', wie ihn Mike beschreibt, kristallisiert sich auch in unterschiedlichen Wahrnehmungen und Bedeutungen von Räumen heraus. Denn jeder Raum, so Martina Löw und Silke Steets, wird individuell wahrgenommen (s.o.). Diese eigenen Wahrnehmungen führen zu einer eigenen Interpretation und Einordnung des Raums und so werden dem gleichen Raum mitunter unterschiedliche Bedeutungen zugeschrieben. An einem Ort entstehen somit sich unterscheidende und sich überschneidende Räume. An einem Beispiel Mikes wird diese Überschneidung von individuellen Räumen an einem Ort verdeutlicht. Denn obwohl

„unser Hauseingang eigentlich in dem Durchgang ist zu diesem islamischen Verein, wo sie auch beten [...] ist [das] jetzt nicht so, wenn man da im Hof steht und sein Fahrrad sauber macht oder ölt und Papier weg schmeißt oder sowas...[...]. Also das ist vollkommen in Ordnung, das ist für mich in Ordnung, wenn da welche auf dieser Feuertreppe sitzen [vor dem Verein], weil die da drin jetzt gerade irgendeine Veranstaltung hatten und das ist für die okay, dass ich da bin. [...]. Das ist ja schon ein bisschen ein intimer Raum. Wenn da jetzt [...] Leute sitzen und man nähert sich, könnten die einen ja auch anschauen, so [nach dem Motto]: 'Was will denn der jetzt' und das ist eigentlich nicht so.“

Hier an ein und dem selben Ort, einem kleinen, engen Hinterhof, treffen Räume aufeinander, die sich von ihrer Bedeutung her konträr gegenüber stehen: Auf der einen Seite befindet sich hier ein funktional und sachlich bewerteter Raum, auf der anderen Seite ein als „intim“ bewerteter Raum des Religiösen. Beide teilen sich jedoch den selben Ort. Wenngleich hier Unterschiedlichstes am selben Ort geschieht, ist ein getrenntes Nebeneinander ohne gegenseitige Ansprüche möglich. Dieses Nebeneinander

folgt einem Prinzip des gegenseitigen Ignorierens, wie Mike es benennt oder einem 'Leben-und-leben-lassen', wie Sarah es bewertet.

Was einzelne Bewohner hier mit einem sozialen Nebeneinander beschreiben, steht Walter Siebel zu Folge für ein idealtypisches urbanes Leben. Denn „Urbanität beinhaltet ein Spannungsverhältnis zwischen physischer Nähe und sozialer Distanz [und] zwischen Dichte und Fremdheit“ (Siebel 2004: 50).

Während sich räumliche und soziale Strukturen in den bisherigen Darstellungen gleichen, komme ich nun also auf urbane Merkmale zu sprechen, in denen sich die physische Dichte des Raums im Sozialen in Distanz umzukehren scheint. Diese erlebte soziale Distanz erinnert an den einflussreichen Aufsatz Georg Simmels *Die Großstädte und das Geistesleben*, auf den bereits an anderer Stelle hingewiesen wurde. Was Simmel mit dem Begriff der großstädtischen *Anonymität* und *Blasiertheit* bezeichnet, entspricht jener sozialen Distanz, welche die Beziehungen zwischen den Großstädtern bei Siebel prägt.

### **5.2.2 Anonymität: „Hier geh' ich raus und bin niemand!“**

Diese „großstädtische Anonymität“, die auch im Südlichen Bahnhofsviertel erlebt wird, wie Hajo Bahner erzählte, entwickelte sich in Folge der Schnelligkeit und Wandelbarkeit, besonders aber durch das Nichtvorhandensein eines dauerhaften Wohnens im Viertel. Dieses anonyme Gefühl spiegelt sich auch in der Aussage „Hier geh' ich raus und bin niemand!“ wider, die von einem befreundeten Künstler Bahners stammt. Durch die Dynamik und den dauerhaften Wandel des Viertels reproduziert sich Anonymität dabei stetig neu, solange eine gewisse eigene soziale Distanziertheit aufrecht erhalten wird. Gleichzeitig wird der Eindruck von Anonymität auch durch die verhältnismäßig geringen Bewohnerzahlen begünstigt, denn ein Großteil der Menschen, die sich täglich auf den Straßen bewegen, sind lediglich Besucher.

Vom Reiz dieser großstädtischen Anonymität angezogen, etablierten sich besonders in der Nachkriegszeit Netzwerke von Künstlern und Kulturschaffenden im Viertel, die verschiedenste formelle und informelle Kunsträume im Viertel schufen. Zu ihnen gehörten die so genannten Kunstgaragen zwischen Goethe- und Paul-Heyse-Straße, die inzwischen einem modernen Wohnbau weichen mussten oder bekannte Kunstschafter wie der Münchner Performancekünstler Wolfgang Flatz und der Maler und Bildhauer Georg Baselitz (vgl. Anonymus<sup>1</sup> 2010). Heute verweisen das *Cafe gap* und die Künstlerateliers *Goethe 34* noch auf eines dieser Künstlernetzwerke hin, das sich in den 1990er Jahren hier etablierte und zu denen auch Hajo Bahner zählt (vgl. g34).

Anonymität wird also nicht ausschließlich mit Gefühlskälte und Abgestumpftheit in Verbindung gebracht, sondern übt auch eine gewisse Anziehung aus. In diesem Sinne kann Anonymität auch als positive Seite des großstädtischen Lebens gesehen werden, auf die ich bereits mit Erika Spiegel verwies und die ich an späterer Stelle noch näher erläutern werde (vgl. Kapitel 5.3.1).

Auf den ersten Blick erscheint diese Anonymität der vorhergehenden Charakterisierung des Viertels zu widersprechen, nach der sich mehr soziales Leben im öffentlichen Raum abspielt. Denn das Bild der belebten Straße und der Menschen, die sich im öffentlichen Raum aufhalten, vermittelt den Eindruck einer Vertrautheit im Sinne von sozialer Nähe: Menschen grüßen sich und treffen sich spontan auf der Straße, man scheint sich also zu kennen. Dies erweckt nicht den Anschein von Anonymität und sozialer Distanziertheit, wie wir sie in klassischen Beschreibungen zur Urbanität finden. Das heißt, der Eindruck einer sozialen Vertrautheit im Viertel trifft nur für manche und nicht für das gesamte soziale Leben im Viertel zu. Diese Vertrautheit stellt sich den Beschreibungen zu Folge, vor allem unter 'den Anderen' ein, also unter denen, die den Raum anders nutzen und die eine scheinbar andere Einstellung zum öffentlichen Raum pflegen. In den Aussagen verdeutlicht sich, dass mit 'den Anderen' vor allem die Bewohner und Geschäftsbetreiber der ersten und zweiten Generation von Einwanderern angesprochen werden, von denen sich vor allem die türkischen Einwanderer seit den 1980er Jahren eigene ökonomische und soziale Strukturen im Südlichen Bahnhofsviertel aufgebaut haben. Zwar ist diese Form der Vertrautheit 'der Anderen' auch für die Deutschen erlebbar, wie ich später zeigen werde, sie stellt sich aber nicht für jeden im gleichen Maße ein (vgl. Kapitel 5.2.3).

Die großstädtische Blasiertheit, Gleichgültigkeit und Distanziertheit gegenüber den Mitmenschen ist, wie Simmel bereits für den Großstädter konstatierte und wie auch Walter Siebel beschreibt, nicht automatisch mit der Großstadt verbunden, sondern wird auch von der persönlichen sozialen und ökonomischen Lage bedingt. Nur wer in das gesellschaftliche System von Arbeitsmarkt und Wohlfahrtsstaat integriert ist, ist ökonomisch unabhängig und bedarf persönlicher Beziehungen nicht. In anderen sozialen Lagen ist ein informelles Netzwerk aus Nachbarschaft, Bekannten und Verwandten geradezu unabdingbar, um überleben zu können. Gegenseitige Kenntnis und gegenseitiges Vertrauen sind die Basis dieser Art von Integration, welche der Simmelschen Vorstellung von Stadt jedoch konträr gegenüber stehen. „Deshalb“, so Siebel, „wird man in den Einwanderungsquartieren großer Städte auch selten jene Verhaltensweisen finden, die Simmel als typisch für Großstädte beschrieb“, denn „je



mehr die europäische Stadt zum Ort der Ausgrenzung wird, desto weniger wird sie der besondere Ort großstadttypischen Verhaltens sein können“ (Siebel 2004: 26). Auf die Entwicklung der Stadt als 'Ort der Ausgrenzung' werde ich später eingehen (vgl. Kapitel 5.2.4).

Anonymität ist daher auch gerade deshalb für die Einen besonders spürbar, weil sie der gebildeten Schicht angehören, größtenteils in das gesellschaftliche System integriert sind und weil sich ihre Lebenswelt, mit der der 'Anderen' kaum überschneidet. Man lebt nebeneinander, statt miteinander und lässt den Anderen auf seine Weise leben, solange man selbst auch in der eigenen Lebensweise nicht gestört wird. Gleichzeitig darf diese Darstellung nicht darüber hinweg täuschen, dass sich am Viertel auch viele Erfolgs- und Aufstiegsgeschichten ablesen lassen.

### **5.2.3 Informelle Beziehungen: „Ich glaube schon, dass dort mehr Spaß an Kommunikation ist“**

Im Folgenden möchte ich für diejenigen, die bisher als 'die Anderen' bezeichnet wurden, den Begriff der *migrantischen*, bzw. der *postmigrantischen Community* wählen.<sup>30</sup>

Das Bild der belebten Straße und die Art und Gestaltung der Geschäfte erwecken für manche den Eindruck sozialer Vertrautheit. Diese in sich vertrauten Netzwerke bestehen zwar vorwiegend innerhalb der Communitys, sie werden aber teilweise auch für diejenigen erlebbar, die jenen Gemeinschaften unter anderem auf Grund von Sprachdifferenzen nicht angehören. Dies geschieht in Form von besonderen Beziehungen zwischen Kunden und Verkäufern.

Für Anna, eine Regisseurin, die am Projekt der Kammerspiele mitwirkte, ist hier ein gemeinschaftlicher „Flair“ zu spüren, der durch den größeren Kontakt zur Straße, durch die kleinen Geschäfte, besonders aber dadurch, „dass dort mehr Spaß an Kommunikation ist“, entsteht. Auch in anderen Erzählungen verdeutlichte sich, dass sich im alltäglichen Kontakt und durch jenen „Spaß an Kommunikation“ zwischen

---

<sup>30</sup> Während die Bezeichnung 'Wir' und 'die Anderen' einer stark vereinfachten Konstruktion gleichkommt, in welcher die Aufnahme- der Einwanderergesellschaft konträr gegenüber gestellt wird, erscheint mir der Begriff der Community eine vergleichsweise offenere Definition für Einwanderer verschiedener Generationen zu bieten. Dennoch gab und gibt es auch gegenüber dieser Bezeichnung berechtigte Vorbehalte. Die Bezeichnung 'migrantische Community' oder auch 'migrantische Gemeinschaft' hat in der Vergangenheit in der europäischen Migrationspolitik und politischen Integrationsdebatte an Konjunktur gewonnen. Verallgemeinernd von *der* Community oder Gemeinschaft zu sprechen, stellt in sich durchaus differente Gruppen unter eine Bezeichnung und unterstellt dieser eine klare Abgrenzung nach außen sowie eine innere Homogenität beispielsweise bezüglich der Interessen der Gruppenmitglieder. Auch die zweite Generation von Einwanderern, die hier in Deutschland geboren wurden, wird oftmals vorbehaltlos unter diesem Begriff gefasst (Kosnick 2010: 22f). Wenn ich mich im Folgenden also auf diesen Begriff beziehe, so geschieht dies stets unter Berücksichtigung innerer Differenzen der jeweiligen Gruppe.

Kunden und Geschäftsbetreibern persönlichere Beziehungen aufbauen ließen, als in anderen Vierteln. Hier kommt man mit einem Verkäufer auch mal in ein Gespräch und wenn man einige Male im selben Laden eingekauft hat, wird man beim nächsten Treffen auch nach seinem Befinden gefragt. Diese Form von Vertrautheit, zwischen Geschäftsbetreibern und Kunden ist etwas, was auch Katrin im Südlichen Bahnhofsviertel auffiel:

„Ich finde es ganz erstaunlich, wie schnell du dort als Kundin erkannt wirst. [...]. Also ich war 18 Jahre im Tengemann [im Glockenbachviertel] einkaufen und ich hätte auch zum ersten Mal da drin sein können. Und das ist anders. Und das finde ich auch sehr nett. Das macht schon auch sowas, so ein bisschen so einen Viertelcharakter oder sowas heimeliges...die sind halt einfach am Kunden interessiert. Also am Anfang, du kennst ja vieles nicht oder findest es nicht, aber die sind unglaublich freundlich.“

Wie sich zeigt, handelt es sich bei diesen Beschreibungen zwar meist um eine Beziehung zwischen Kunde und Verkäufer, aber selbst dieser Eindruck als Kundin erkannt zu werden, löst ein positives Gefühl gegenüber dem Viertel aus, wie Katrin beschreibt. Dagegen konnten wir bereits an anderer Stelle von Monika erfahren, dass man sich hier so „gar nicht“ „heimelig“ fühlen könne. Hieran wird erneut eine unterschiedliche Bewertung des Raums deutlich.

Diese Form der sozialen Nähe erinnert an Beziehungsmuster, wie sie uns meist von ländlichen und kleinstädtischen Lebensformen bekannt sind. Auch Ronja erlebt die Tatsache, „dass sich so ein halbwegs persönliches Verhältnis aufbauen lässt“ als etwas, was sie eher vom Land kennt:

„Also gerade mit dem Gemüsehändler, der von seiner Frau dann erzählt...also das finde ich immer wieder nett. Oder dann gibt's den Zigarettenhändler, der mir zum Geburtstag eine Schachtel Zigaretten geschenkt hat...der auch immer fragt, wie es geht [...] oder wie die Arbeit ist. [...]. Die wissen auch beide, wo ich wohne, und das hat sowas, also das kenne ich so von zu Hause, vom Dorf praktisch, wo jeder weiß, wo [d]er [andere] wohnt.“

An dieser Erzählung verdeutlicht sich, dass die Anonymität, die für viele im Viertel vorherrscht, durchaus durchbrochen werden kann, sobald sich Kontakte wiederholen und sobald man tiefer in die Strukturen des Viertels eingebunden wird. So können sich rein formelle geschäftliche Kontakte zu informellen und teilweise fast vertrauten Beziehungen ausweiten. Für die befragten deutschen Bewohner steht dies nicht mit einem Verlust an Privatsphäre oder mit der Zunahme sozialer Kontrolle in Verbindung. Vielmehr wird dies als positiver Gegenpol zur „Vereinsamung“, dem sozialen „Zurückziehen“, dem wenigen „Interesse aneinander“ und der „Angst voreinander“ bewertet, wie Anna die heutigen gesellschaftlichen Tendenzen beschreibt.

Gegenüber der großstädtischen Anonymität finden sich hier auch Erfahrungen der

gegenseitigen Hilfe und des Vertrauens. Hier könne man sein Fahrrad versehentlich unabgeschlossen stehen lassen und der Besitzer vom Geschäft nebenan stelle es daraufhin über Nacht in seinen Hof. Da man sich bereits kennt, weiß er, wem das Fahrrad gehört und das sei „natürlich ein bisschen [...] wie auf dem Land“, wie Katrin erzählt. Auch wenn das Geld an der Kasse einmal nicht ausreicht, so beschreibt Ronja, vertraue der Verkäufer von nebenan darauf, dass man beim nächsten Mal dafür etwas mehr zahle.

Gleichzeitig kann nicht jeder nur von derartigen Erlebnissen berichten. Ganz im Gegenteil erzählt Mike, dass sich seiner Erfahrung nach, hier nur sehr schwer Gespräche ergäben:

„Also so etwas hab ich noch nicht einmal ansatzweise erlebt, sondern ich finde es extrem schwierig, überhaupt nur wenige Worte zu wechseln. Ich finde, man wird eigentlich immer bedient und abgefertigt, aber kein Wort darüber.“

Diese Erfahrung steht der Nähe, Vertrautheit und dem „Spaß an Kommunikation“ geradezu konträr gegenüber. Auch bei Frank begegnete mir eine ähnliche Aussage, denn er betonte, dass zu ihm „noch nie irgendjemand irgendwas gesagt“ habe. Es fällt auf, dass vor allem die weiblichen Befragten von persönlicheren Verhältnissen sprachen, während die männlichen Gesprächspartner eher von gegenteiligen Erlebnissen berichteten. Inwieweit ein Beziehungsaufbau oder eine stärkere gegenseitige Vertrautheit allerdings geschlechtlich begründet werden kann, lässt sich im Rahmen dieser Arbeit nicht beantworten. An den konträren Wahrnehmungen zeigt sich aber, dass das spezifische soziale Gefüge im Viertel unterschiedlich bewertet wird. Gleichzeitig scheint für diejenigen, die von vertrauten Verhältnissen erzählen, das großstädtische Gefühl durch diesen Beziehungsaufbau nicht verloren zu gehen.

Die Parallelität zwischen sozialer Vertrautheit und ländlichen Strukturen, wie sie von Ronja und Katrin erwähnt wurde, kann jedoch nicht mit dem wirklichen Land- oder Dorfleben verglichen werden. Während man in klassischen dörflichen Strukturen kaum anonym zu bleiben vermag, besteht in der Großstadt und somit auch hier im Viertel trotz eines Beziehungsaufbaus stets die Gelegenheit, sich an andere Orte oder in andere soziale Strukturen zurückzuziehen.

Dass die angesprochenen Verhältnisse vor allen Dingen Beziehungen zwischen Kunden und Verkäufern betreffen, lässt vermuten, dass eine spezifische Einzelhandelsatmosphäre zu diesem Gefühl der Nähe beiträgt. Neben der besonderen Aufmerksamkeit gegenüber dem Kunden, wie sie Katrin beschreibt, spielt besonders der Faktor der Zeit eine andere Rolle, wie sie erzählt:

„Die nehmen sich irre viel Zeit. Wir reden jetzt hier immer vom Einkaufen, aber das

ist halt das, was ich am meisten hier mache. Das ist unglaublich, wenn du da vier Lammkoteletts kaufst. Das dauert zehn Minuten, bis die präpariert sind, aber du hast dann sozusagen ein 'Bild' von Lammkotelett da auf dem Ding liegen. Die packen das dann auch äußerst liebevoll ein. [...]...und da kann noch so eine Schlange hinter dir sein.“

Während man sich im Viertel noch um den Kunden und seine Wünsche mit Ruhe und Gelassenheit kümmert, erlebt sie in anderen Geschäften und vor allen Dingen in großen Supermarktketten stets Hektik und Ungeduld. Hier dagegen passiere ihr das nicht, denn „wenn da jemand sieht, dass du Probleme hast, dann nimmt sich irgendjemand eine Plastiktüte und hilft dir einpacken, [und] steht nicht da und motzt herum, dass du jetzt mal schneller machen sollst“. Hierin zeigt sich eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit gegenüber dem Kunden. Diese Aufmerksamkeit, sowie Zeit, Geduld und Hilfsbereitschaft zeichnen für Katrin eine „andere Form von Geschäftssinn“ aus, die hier im Viertel vorherrscht. Der Grund dafür sei, dass im Unterschied zu großen Supermarktketten „in den Läden auch die Leute [...], denen die Läden gehören“ arbeiteten. Tatsächlich sind vor allem viele der kleinen türkischen, arabischen und anderen Lebensmittelgeschäfte Familienbetriebe, in denen von den Eltern bis zu den Kindern, Schwiegersöhnen und -töchtern alle mitarbeiten. Dies erzählte mir auch Velida, die 1977 aus dem ehemaligen Jugoslawien mit ihrem Mann, Sohn und Tochter Amina (mit der ich auch sprechen konnte) nach Deutschland kam. Seit etwa 30 Jahren lebt sie in der Landwehrstraße und befindet sich mittlerweile im Ruhestand. Auch in ihrem Kleinwarengeschäft, das sie in den 1980ern und 1990ern mit ihrem Mann im Viertel führte, hätten damals die eigenen Kinder mit dreizehn und vierzehn Jahren mitgearbeitet.

In einem anderen Gespräch mit einer jungen Verkäuferin eines türkischen Geschäfts, erklärte mir diese, der spezifische Geschäftssinn stünde vor allem mit einer besonderen Mentalität in Verbindung. Diese folge dem Gesetz der Gastfreundschaft, nach welchem man den Kunden stets wie einen Gast bediene.

Um die spezifischen sozialen, migrantisch geprägten Netzwerke im Viertel besser verstehen zu können, soll im folgenden Exkurs ein Einblick in die sozialen und ökonomischen Strukturen des Viertels gegeben werden.

### 5.2.4 Exkurs: Ökonomische und soziale Strukturen im Südlichen Bahnhofsviertel

Die ökonomischen und sozialen Beziehungen kommen, wie einige Bewohner beschreiben, in Qualitäten wie Greifbarkeit, Nähe und Verbindlichkeit zum Ausdruck, die man im städtischen Zusammenhang nur noch selten erlebt. Bereits die räumlichen Formationen der Geschäfte weisen auf offenere Strukturen hin, die manch einen an einen Markt oder Bazar erinnern, wie Ronja bemerkt: „Ich glaube, dass es für viele schon so einen 'Treffpunktcharakter' hat. [...]. Ich finde Marktplatz trifft es ganz gut“. Dieser Eindruck vom Viertel als Treffpunkt bestätigt sich auch durch die Aussagen Hasrets, der mir erzählte, dass das Viertel gerade innerhalb der türkischen Community einen wichtigen Treffpunkt darstelle. Was er beschreibt, klingt wie ein dichtes soziales Netzwerk, auf das man sich in allen Lebenslagen stützen kann:

„Einer bekommt vom anderen eine Hilfe hier. Einer kennt den anderen, ich rede über meine Probleme mit ihm und sie sagen plötzlich 'Du, ich weiß jemand[en], du kannst zu ihm gehen der hilft dir'. [...]. Der eine gibt denen Arbeit, der andere erzählt dir, was er erlebt hat, und dieser Austausch...dann ist natürlich ein Stoff, wo sie auch fast die gleichen Probleme haben: Ausländerbehörde, Arbeitsplatz, Wohnbereich. Jeder hat mit irgendetwas ein Problem und wenn sie zusammenkommen wird nur davon geredet, wer jetzt wie sein Problem bewältigen soll. Hier im Viertel findet er hundertprozentig jemand[en], der seine Sprache kennt und so wird's hier wie ein Treffpunkt, weil die Dolmetscher sind hier, viele Rechtsanwälte sind hier, Ärztehäuser, türkische Apotheken, viele türkische Ärzte, Zahnarzt, Allgemeinarzt...“

Das Viertel hat sich also durch das Angebot an Dienstleistungen, die auf bestimmte Sprachen ausgerichtet sind, zu einer wichtigen Anlaufstelle etabliert. Gleichzeitig ist es auch zu einem wichtigen informellen Informations- und Wissenszentrum geworden. Wie Hasret hier beschreibt, sind es dabei weit vernetzte Kontakte, die einem weiter helfen können. Auch er selbst ist durch seine guten Deutschkenntnisse oftmals der erste Anlaufpunkt im Viertel, bei dem Freunde und Bekannte um Hilfe bitten.

Ähnliches erzählte mir auch eine Apothekerin und Bewohnerin des Viertels, die seit etwa acht Jahren im Viertel lebt und arbeitet und selbst als Kind aus der Türkei nach Deutschland gekommen war. In ihrer Apotheke reichen die Dienstleistungen manches Mal weit über eine gesundheitliche Beratung hinaus. Selbst bezüglich bürokratischer Fragen eines Mietvertrags, einer Telefonrechnung oder einer Aufenthaltsgenehmigung suchen die Kunden sie und ihre Kollegen auf. Eine der im Viertel vertretenen Sprachen zu beherrschen, ist daher für sie ein wichtiges Kriterium bei der Einstellung neuer Mitarbeiter. Die spezifischen gewerblichen Strukturen, die sich im Viertel etabliert haben, können also auch als eine Anpassung an soziale Bedingungen und Bedürfnisse betrachtet werden. Auf diese Weise erklärt sich auch Hasret die Konzentration mancher Geschäfte im Viertel:

„Wo die Menschen Hilfe finden, gehen sie auch hin: Zum Friseur und zum Schneider kommen viele Leute zum Unterhalten. Ich weiß nicht, wie es beim deutschen Schneider ist, ob die Leute einfach rein gehen, sich hinsetzen und da Stunden lang reden. Bei uns ist das üblich. Wenn ich in die Schneiderei gehe, rede ich ein paar Stunden über irgendwas, Politik oder sonst was und durch das kennt er mich und der Schneider kennt wieder die anderen.“

So wie die Ladeninhaber stehen auch der Schneider und der Friseur für Berufe, die durch ihre tägliche Arbeit in besonderem Maße in sozialen Kontakt mit Menschen kommen (van der Ree 2000: 182). Diese Geschäfte bieten also einen sozialen Kontext, in dessen Rahmen man stets Neues erfahren kann. In diesem Sinne passt das Bild des Marktplatzes, auf dem nicht nur Einkäufe erledigt werden, sondern auch ein Austausch von Informationen statt findet, sehr gut. Ebenso wie der öffentliche Platz, stand auch der Markt in der mittelalterlichen Stadt für Austausch und öffentliche Meinungsbildung wie Klaus Selle beschreibt (Selle 2004: 123).

Gleichzeitig ist das Viertel über die praktischen und hilfreichen Informationen hinaus, gerade für die ältere Generation der Einwanderer zu einem beliebten Treffpunkt geworden. Hasret und Melda zu Folge seien die meisten, die hier her kämen, Rentner, die lediglich zum Zeitvertreib und in der Hoffnung, alte Bekannte wieder zu treffen, das Viertel besuchten. Selbst von außerhalb der Stadt kämen die Leute, „wenn ihnen langweilig ist“, in die Stadt, wie Hasret erzählt:

„Sie sehen sich hier und dann sagt man 'Komm wir trinken einen Cafe' und das Gespräch erweitert sich dann und dann fühlt man sich natürlich in dieser Beziehung besser: 'Ah, jetzt hab ich wieder einen Freund gesehen'. [...] Und abends gehen sie mit Ruhe nach Hause.“

Auch eine junge Verkäuferin eines türkischen Modegeschäfts bestätigt die Ansichten Hasrets. Das türkische Geschäft, in dem sie arbeitet, führt Mode nach islamischem Recht und wurde als erstes dieser Art von ihren Eltern im Viertel eröffnet. Sie selbst wuchs im Geschäft ihrer Eltern auf. Auch ihre Eltern kämen neben der Arbeit gerne ins Viertel, um zu „ratschen“, Tee zu trinken und etwas zu essen. Ihrer Generation gefalle es hier im Viertel dagegen nicht, wie sie erzählt, denn hier kenne sich jeder. Daher würden sich sämtliche Informationen wie ein Lauffeuer verbreiten. Ganz gleich ob der Nachbar „pleite“ gegangen oder jemand gestorben ist, ob jemand geheiratet hat oder ob jemand gerade eine Gefängnisstrafe absitzt, über alles wisse man sofort Bescheid. Sie selbst vergleicht die sozialen Strukturen im Viertel mit dem Leben auf dem Dorf. Wenn sie vor dem Geschäft telefoniert, achtet sie daher stets darauf, was sie erzählt, aus Sorge, dass sonst in Kürze die ganze Nachbarschaft davon wisse.

Besonders in den Anfangsjahren der Gastarbeiteranwerbung entwickelten sich bahnhofsnah Quartiere zu den ersten kulturellen Treffpunkten, in denen sich

spezifische Speiselokale und Kleingewerbe etablierte, wie der Soziologe Erol Yildiz schreibt. Der Bahnhof als gemeinsamer Ankunftsort gewann somit für die Gastarbeiter nicht nur als Haupttreffpunkt an Bedeutung sondern auch als „imaginäre Verbindung zu ihren Herkunftsorten“ (Yildiz 2009: 21; Stramaglia-Faggion 2000: 297ff). Diese Symbolik des Bahnhofs als „Ort der Hoffnung, der Begegnung und Kommunikation“ hat sich also auch auf das Südliche Bahnhofsviertel übertragen und bis heute erhalten (Yildiz 2009: 21). Die junge Generation dagegen, „die jungen Leute, die hier geboren sind, gehen in die deutschen Läden. Die kaufen hier nicht ein. Die gehen nicht in die ausländischen 'Exportläden'“, wie Velida erzählt. Für diese Generation, zu der auch Velidas Tochter Amina gehört, hat das Viertel an Anziehung verloren. „Mittlerweile könnte ich hier nicht wohnen“, wie Amina erzählt und bezogen auf die ausländischen 'Import-Export-Läden' bestätigt sie, „Ich gehe da auch nicht rein“.

Jene sozialen Netzwerke, in welchen man sich gegenseitig kennt und in welchen ein ständiger Informationsaustausch stattfindet, lösen vor allem bei der jüngeren Generation Abneigung aus. Vergleichbar mit dörflichen Strukturen, wie es die junge Verkäuferin des Modengeschäfts beschrieb, treten hier im Gegensatz zur großstädtischen Anonymität Strukturen der sozialen Kontrolle hervor. Auch Emin, ein Regisseur, der am Projekt der Kammerspiele beteiligt war, beschreibt dieses Netzwerk als etwas, das dem „dörflich Verbindliche[n]“, nahe käme und das gerade durch Zugehörigkeit zu einer der im Viertel vertretenen Communitys das Gefühl der Anonymität auflöse:

„Wenn ich jetzt als jemand durch [das Viertel] gehe, der aussieht wie die oder jemand der deutsch aussieht, [werde] ich dementsprechend anders beobachtet. [...]. Wenn ich da länger bin, dann ist es klar, dann entsteht eine Art von sozialer Kontrolle. [...]. Wenn ich dazu gehöre, zu den Communitys, dann ist es schwieriger, dann kann ich auch nicht einfach alles machen. Sobald ich ein Geschäft aufmache, muss man sich dementsprechend positionieren. Dann gehört man zur türkischen, kurdischen oder einer anderen Community, dann ist man nicht mehr so frei, kann nicht machen, was man will.“

Soziale Kontrolle entsteht also nur innerhalb der eigenen Gemeinschaft, in der klare Regeln und Konventionen vorherrschen, an die man sich, tritt man in sie sozial oder ökonomisch ein, auch zu halten hat. Den Grund dafür sieht Emin darin, dass „die [eigene Gemeinschaft] natürlich ihren Einfluss wahren“ will, nach dem Motto: „Wer bist du, zu wem gehörst du...Verbindungen...auch Rivalitäten, dann ist es schon sehr dörflich. [...] Das sind ungeschriebene Konventionen, die die dann bedienen“.

Für jemanden der nur ab und zu in das Viertel kommt, werden diese Konventionen nicht sichtbar. Auch für die Bewohner - vornehmlich die deutschen Bewohner - bleiben Distanzen erhalten, die das großstädtische Empfinden nicht beeinflussen. Hier und da

einen vertrauten Kontakt aufzubauen, stellt dagegen vielmehr eine Erweiterung der persönlichen Möglichkeiten dar. Während man auf den Straßen des Viertels unbeachtet bleiben kann, denn viele der Besucher im Viertel sind selbst keine Bewohner, kann man nach Belieben aus dieser Anonymität heraustreten und sich auf informelle Gespräche mit einem der Verkäufer oder Verkäuferinnen einlassen. Ein Eintritt in die ökonomischen Strukturen des Viertels bringt dagegen andere Verpflichtungen mit sich.

Wenige der Menschen, die man täglich auf den Straßen sieht, wohnen also tatsächlich im Viertel. Stattdessen kommen die meisten von ihnen aus anderen Vierteln, anderen Stadtteilen oder sogar anderen Städten und Ländern gezielt hierher, denn neben der Möglichkeit des Informationsaustauschs, sind es auch die spezifischen Produkte der Geschäfte, die das Viertel zum Anlaufpunkt machen. Aus diesem Grund hat sich das Viertel auch zu einem wichtigen Ort für ein ganz bestimmtes Klientel etabliert. Besonders muslimische Kunden finden hier eine Vielzahl von Geschäften, die sich bezüglich des Lebensmittel- oder Modeangebots auf die Einhaltung muslimischer Gesetze spezialisiert haben.

Die Konzentration von besonderen Angeboten, so beschrieb mir ein Rechtsanwalt und Bewohner des Viertels, erkläre auch, warum das Viertel für viele ein beliebter Gewerbestandort sei. Im Gegensatz zu anderen Quartieren, garantiere die Dichte an derartigen Geschäften und spezifischen Dienstleistungen einen gewissen Kundenstamm, der in anderen Vierteln nicht gegeben sei. Dies ist aber nur ein Grund dafür, hier im Viertel ein Geschäft zu eröffnen, denn noch immer hätten vor allem Türken mit einem schlechten Image zu kämpfen, wie er erzählt. Dieses Image verringere ihre Chancen auf eine Geschäftseröffnung in anderen Vierteln. Viele seien somit gezwungen, sich hier im Viertel nach Gewerberäumen umzusehen und das obwohl die Gewerbetieten inzwischen oftmals eine Höhe erreichten, die mit der Brienner- oder Maximilianstraße, den „Luxusmeilen“ Münchens, vergleichbar sind (vgl. Stadtportal<sup>6</sup>). Die Hausbesitzer wüssten inzwischen, dass das Viertel für bestimmte Gewerbeformen sehr beliebt sei und übertrügen diesen Wert daher auf den Mietpreis. Die Nachfrage ist dabei so hoch, dass sich ein Ablösesystem entwickelt hat, das Velida, die damit selbst Erfahrung machte, als die Zahlung von so genanntem 'Luftgeld' bezeichnet. Diese Ablöse wird von zahlungskräftigen Interessenten, deren Ziel es ist, konkrete Gewerberäume von anderen Mietern zu übernehmen, als eine Ausgleichszahlung an diese geleistet. Auf diese Weise gelingt es den Interessenten alte Mieter zu vertreiben und selbst ein Gewerbe an diesem beliebten Standort zu eröffnen. Darüber hinaus willigten die neuen Mieter oftmals in eine Mieterhöhung durch die Besitzer ein. Auch aus diesem Grund habe sich ein



Geschäftssystem bewährt, bei welchem oftmals die ganze Familie im Betrieb mitarbeite, denn unter diesen Umständen könnten viele ihr Gewerbe nicht mehr nach betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten führen. Vielmehr fordere es den Gewerbetreibenden oftmals „überobligatorische Leistungen“ ab, um das eigene Geschäft zu erhalten, wie mir der Rechtsanwalt erzählte.

Dass das Viertel nach wie vor in besonderem Maße von „migrantischem Gewerbe“ geprägt ist, ist also nicht nur auf die Vorzüge des Viertels zurückzuführen (vgl. Egger 2009). Der Grund dafür, dass die Nachfrage, im Südlichen Bahnhofsviertel ein Geschäft zu eröffnen, trotz hoher Mieten nicht nachlässt, ist auch durch gesellschaftliche Ausgrenzungsmechanismen bedingt, wie sie der Soziologe Hartmut Häußermann konstatiert. Diese selektiven Ausgrenzungen aus politischen, ökonomischen und sozialen Rechten, die auch auf einen ökonomischen Strukturwandel zurückzuführen sind und nicht nur Einwanderer betreffen, werden bereits seit einigen Jahren beobachtet (Häußermann 2000: 2). Durch sie bildeten sich in den Großstädten Quartiere heraus, „in denen sich die 'Überflüssigen' [der Gesellschaft] konzentrieren“ (ebd.: 5). Diese wachsenden sozialen Ungleichheiten werden unter anderem mit dem Abbau sozialstaatlicher Fürsorge begründet. Darüber hinaus verstärkte sich diese einseitige Konzentration, bzw. Selektion, durch die Abwanderung ökonomisch gut situerter Haushalte, die an die Ränder der Städte, fernab von „mangelhaften Umweltqualitäten“ und unliebsamen „Kultur und Lebensgewohnheiten“ zögen (ebd.). Urbanität, so stellt Ulfert Herlyn fest, verliert durch diesen Wandel der Stadtstruktur und durch eine Entmischung innerhalb der Stadtgebiete an ihrer ursprünglichen Basis, denn diese soziale Selektivität nähme dem öffentlichen Raum seine Überraschung und Unvorhersehbarkeit, die den Reiz des Urbanen stets ausgezeichnet habe (Herlyn 2004: 126).

Dass sich das Viertel seit der Nachkriegszeit zu einem wichtigen Standort für von Einwanderern geprägte Gewerbe etabliert hat, wird von ihnen selbst aber oftmals mit Argwohn betrachtet, wie ich im folgenden Kapitel aufzeigen möchte.

### **5.2.5 Grenzziehungen nach Innen: „Unser Viertel ist nicht mehr wie früher“**

Während das prägende Raumverhalten im Viertel, in Form von verstärktem sozialen Leben auf der Straße vorwiegend mit positiven Konnotationen wie *Urbanität*, *Lebendigkeit*, *Trubel*, *Flair*, *Coolness* und *Toleranz* verbunden ist, lösen jene Praktiken bei einigen Bewohnern auch Abneigung aus. Hasret beispielsweise verbindet damit

nicht nur eine unansehnliche Gestaltung, sondern für ihn geht auch eine Form der Ordnung verloren, an die er sich hier gewöhnt hat:

„Was die dort raus tun, das ist unanschaulich. [...]. Alle tun sie die Sachen auf den Gehweg raus. Das ist gar kein schöner Anblick. [...]. Als ich hierher kam, da war eine Ordnung, die Gehsteige waren frei. Wenn jemand was kaufen musste, dann sind sie in die Geschäfte rein gegangen und haben es dort gekauft. Mir gefällt das nicht. [...]. Die ganzen Straßen entlang, wie ein Bazar. Wenn man von Anfang an in diesem Lebensstil gewohnt hat [...] ist es normal. In meinem Land ist es für mich normal. Aber als ich hier her kam, war so etwas nicht hier. Jetzt wird es umgekehrt, jeder macht es wie er will. Sagt die Gemeinde denen nicht, dass sie die Gehsteige nicht derartig benutzen sollen? Diese Gemüse- oder Obstladen, die alles raus stellen, alle Koffer raus stellen. [...]. Als ich kam war es nicht so...man merkt unser Viertel ist nicht mehr wie früher.“

In der Aussage Hasrets kommt eine Abneigung gegenüber bestimmten sozialen und räumlichen Strukturen im Viertel zum Vorschein, die mir auch in anderen Gesprächen begegnete. Es sei „hässlich“ hier und er wohne lieber in Bogenhausen oder auf dem Land im Grünen, wie ein Mitarbeiter eines türkischen Schnellimbisses bemerkt. Darüber hinaus zeigt die Aussage Hasrets, dass die heutigen Strukturen des Viertels vor allem in einem Vergleich zur Vergangenheit negativ bewertet werden. Auch Amina, die selbst im Viertel aufwuchs erzählt: „Das Viertel war früher viel schöner als jetzt“. Aminas Mutter pflichtet daraufhin erklärend bei, es seien damals neben gerade mal zwei türkischen Geschäften viel mehr Deutsche im Viertel gewesen. Das habe „sich dann so hochgemausert, dass jetzt hier so...überall die türkischen Geschäfte [sind]“.

In diesen Aussagen kommt eine 'Abgrenzung nach Innen' und besonders gegenüber den etablierten migrantischen Strukturen im Viertel zum Vorschein. „Seit der Nachkriegszeit“, so beschreibt es auch der Kulturgeschichtspfad durch die Ludwigs- und Isarvorstadt, habe sich hier „ein ganz anderes Milieu“ und „ein Mikrokosmos der Schichten und Völker“ entwickelt (Kulturgeschichtspfad: 35). Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen zogen mehr und mehr deutsche Geschäfte von hier fort, wie von einigen Geschäftsbetreibern und Bewohnern, die seit Jahren im Viertel ansässig sind, beklagt wurde. Die Deutschen wären deshalb „geflüchtet“, weil es ihnen „zu ausländisch“ geworden sei, so erklärt die bereits erwähnte Apothekerin. Viele deutschen Geschäfte seien weggezogen, weil die Mieten nicht mehr bezahlbar gewesen wären, wie mir hingegen der Betreiber einer Änderungsschneiderei erzählt. „In der Bayerstraße“, so bringt es Hasret auf den Punkt, fänden sich nur noch wenige deutsche Institutionen: „Außer der Bank und der Post, was gibt's denn da noch, was deutsch ist? Nichts!...nur die Kriminalpolizei.“ Über diese Entwicklung herrscht Unmut und dieser Unmut wird bezeichnender Weise besonders von Bewohnern und Geschäftsbetreibern der ersten und zweiten Generation türkischer und bosnisch-türkischer Migranten geäußert.

„In meinem Land ist es für mich normal“, wie Hasret betont, „aber als ich hier her kam, war so etwas nicht hier“. Die Praktiken und Muster, die an die frühere Heimat erinnern, haben mit der wachsenden Niederlassung migrantisch geprägten Gewerbes das räumliche Bild für diese Befragten verändert. Allerdings verbinden Menschen wie Hasret damit keine positive 'weltstädtische Atmosphäre', wie im Programm des Stadtprojekts der Kammerspiele zu lesen war oder wie es andere Bewohner verdeutlichten. Ganz im Gegenteil kann Hasret daran, „dass wir hier immer mehr [Einwanderer] werden“ keinen Gefallen finden, weshalb er „mit dieser Entwicklung gar nicht zufrieden [ist], weil wir [...] nur unter uns allein bleiben“ werden, wie er weiter fortfährt.

Diese Vorstellung des 'Unter-sich-seins' wird auch von anderen Befragten negativ bewertet und spiegelt sich in der Beschreibung von Parallelwelten wider. Die Deutschen, die im Viertel lebten, gingen nur in „ihre Geschäfte“, also in die deutsche Bäckerei und in deutsche Lokale, wie die Apothekerin betont. Und wo früher einmal ein deutscher Laden war, käme ein ausländischer hinein und allmählich hätte man es hier nicht mehr mit einer „Mischung“, sondern mit homogenen Strukturen zu tun. Allerdings muss dagegen gehalten werden, dass zumindest auf Bewohnerseite nicht von homogenen Strukturen die Rede sein kann, denn die Deutschen machen noch immer etwa 50% der Anwohner des Viertels aus (vgl. Statistisches Amt München).

Diese Abneigung gegenüber dem Eindruck 'unter sich' zu sein, drückt sich auch in Befürchtungen aus, die eigenen Entwicklungschancen seien dadurch gemindert, denn vor allem der Kontakt zur deutschen Sprache ginge dabei verloren. So bekräftigen Hasret und sein Frau Melda, sie würden mit kleinen Kindern nicht in dieser Gegend wohnen wollen:

„Weil, wenn sie raus gehen, dann haben sie keine deutschen Kinder, mit wem würden sie sich unterhalten? [...] Mit niemandem, wie ich jetzt? [...]. Meine Kinder würden genau so wie wir [werden]. Die müssen schon von Kind auf zusammenwachsen, richtig Deutsch lernen, nicht so gebrochen...dass man mit den anderen Spaß haben kann...und jetzt bin ich hier wie in der Türkei.“

Das Thema Sprache ist für Hasret ein entscheidender Punkt, der aus seiner Sicht mit der Chance der eigenen Weiterentwicklung, des Aufstiegs und mit der Integration in Verbindung steht: „Wie sollen wir uns denn in Deutschland integrieren?...wie denn, wenn ich mich hier wie in der Türkei fühle“. „Wir können uns hier nicht weiterentwickeln. Dann bleiben wir so wie wir sind“. Auch Amina, die mit ihrer kleinen Tochter mittlerweile nicht mehr im Viertel lebt, erwähnt das Thema Sprache als wichtigen Faktor, der über die eigenen Erfolgs- und Entwicklungschancen entscheide.

„Wenn du jetzt hier irgendeine Frau ansprechen würdest, gibt es wenige, die richtig deutsch sprechen“. Mit ihrem eigenen Kind wolle sie daher nicht hier leben, denn „wo ich finde, wo er, [Thilo Sarrazin], Recht hat, etwas was du auch hier merkst, [sind] die Kinder! Die reden teilweise so ein schlimmes Deutsch, also das ist abartig, du verstehst das nicht mehr“. Aus diesem Grund achteten ihre eigenen Eltern in der Vergangenheit stets darauf „mit wem man [es] zu tun hatte“.

Diese negativen Empfindungen gegenüber dem eigenen Umfeld sowie 'Abgrenzungen' gegenüber einem 'Unter-sich-sein' stehen dem Bild gegenüber, das vor allem von stadt- und bezirkspolitischer Seite zum Ausdruck gebracht wird. Dabei wird das Viertel als ein positives Gegenbeispiel gegenüber populistischen Integrationsdebatten, wie sie von Thilo Sarrazin angeheizt wurden, hervorgehoben. Dies verdeutlicht sich in Aussagen wie, das „Zusammenspiel“ und „Miteinander“ funktioniere nirgends so gut wie hier, das Viertel entspräche einer „Integrationsmaschine“ und mit „so einem Viertel“ wie in anderen Großstädten, wie beispielsweise Berlin oder Duisburg könne man hier in München nicht dienen, wie ich auf einer Veranstaltung des Quartiersmanagements erfahren konnte. In dieser Hinsicht nehme das Südliche Bahnhofsviertel eine „Sonderstellung“ ein, anhand derer man den positiven Verlauf von Integration beobachten könne. Eine Repräsentation des Viertels, die sich ausschließlich auf das „Funktionieren“ der Integration und auf das multikulturelle<sup>31</sup> „Miteinander“ und „Zusammenspiel“ beruft, entspricht jedoch einer verkürzten Darstellung. Diesem scheinbaren Funktionieren von Integration stehen andere Wahrnehmungen im Viertel gegenüber, wie sie in oben erwähnten Aussagen zu den Parallelwelten im Viertel zum Ausdruck kommen. Diese wahrgenommene Parallelität besteht dabei nicht nur zwischen Deutschen und Zugewanderten, sondern zwischen den verschiedensten im Viertel vertretenen Nationalitäten und religiösen Gruppierungen, die jeweils „unter sich“ blieben, wie die Apothekerin betont.

Vor allem unterschiedliche Interessen und Aufstiegshoffnungen sprächen gegen ein Miteinander, wie Hasret betont: „Jeder versucht etwas zu machen mit dem

---

31 Multikulturalistische Konzepte und ihre politischen Maßnahmen gehen, so die Kulturanthropologin Gisela Welz, von drei Grundgedanken aus: Erstens: Einwanderer sind als Menschen verschiedener nationaler, ethnischer, regionaler oder religiöser Herkunft zu betrachten. Zweitens: Ihnen sollte eine möglichst große kulturelle Eigenständigkeit zugestanden werden. Drittens: Die von ihnen 'mitgebrachte kulturelle Vielfalt' kann positiv als Bereicherung des Lebens in den Aufnahmegesellschaften betrachtet werden (Welz 1996: 107). Wenngleich die Idee des Multikulturalismus versucht, der 'Fremdheit' anderer Kulturen das Gefährliche zu nehmen, so wird der Gedanke der Differenzen zwischen 'Uns' und den 'Anderen' doch aufrecht erhalten, in dem ihre Andersartigkeit weiterhin betont wird. Ethnische Differenzen werden somit untermauert und der Einzelne wieder auf seine kulturelle Herkunft reduziert. Eine Überbrückung der Differenzen, in dem beispielsweise Gemeinsamkeiten statt Unterschiede herausgearbeitet würden, bleibt dabei aus (vgl. Geisen 2007).

Hintergedanken von dieser Arbeit irgendwie zu profitieren. [...]. Jeder hat nur seine eigenen Interessen [im Kopf, nämlich] Geld zu verdienen“. Aus diesem Grund lassen sich an zahlreichen, mittlerweile im Viertel etablierten Unternehmen ehemaliger Einwanderer auch Erfolgs- und Aufstiegsgeschichten ablesen, die vom Hotelgewerbe über Lebensmittelgeschäfte bis hin zum Gesundheitswesen reichen, wie auch Simone Egger betont (vgl. Egger 2009). Darüber hinaus verdeutlichen sich die unterschiedlichen Interessen auch darin, dass der eigene Aufstieg und ein einmal gewonnener Einfluss im Viertel bewahrt werden wolle, wie Emin beschreibt. Das bedeute letztlich, dass sich hier „Einzelinteressen“ und „unterschiedliche Temperamente“ gegenüber ständen, die nur bedingt an einem „Miteinander“ interessiert seien. Die einzelnen Gruppierungen, so beschreibt es Emin, blieben hier im Viertel daher gerade entlang nationaler Grenzziehungen unter sich.

Die Verteidigung des eigenen Aufstiegs spiegelt sich auch in anderen 'Abgrenzungen' wider. Dafür bilden die bulgarischen Migranten im Viertel eine negative Projektionsfläche. Von geringen Zukunftsperspektiven in ihrer Heimat vertrieben, in der sie diskriminierten Minderheiten wie den türkischen Bulgaren oder den Roma angehören, versuchen diese unter anderem in München Zuflucht zu finden (vgl. Initiative für Zivilcourage<sup>1</sup>). Trotz der offiziellen Freizügigkeit, die bulgarischen EU-Bürgern seit der Erweiterung der Europäischen Union im Jahr 2007 zusteht, haben sie in Deutschland mit extrem eingeschränkten Arbeitsrechten zu kämpfen. „Als Tagelöhner leben viele ohne angemessenen Wohnraum oder auf der Straße, in meist undokumentierten Arbeitsverhältnissen“, wie die Initiative für Zivilcourage dokumentiert, die sich seit 2009 unter anderem mit den Belangen der bulgarischen Migranten befasst (vgl. Initiative für Zivilcourage<sup>2</sup>).

Im Südlichen Bahnhofsviertel hat sich mittlerweile ein so genannter „Arbeiterstrich“ etabliert, wie die zahlreichen täglich auf eine Arbeit wartenden Bulgaren abwertend bezeichnet werden und dies ruft deutliche Ressentiments hervor (vgl. Rühle 2010). Das „Herumstehen“ auf der Straße störe das „Gesamtbild“ und halte andere Kunden fern, wie ich von verschiedenen Gewerbetreibenden vernehmen konnte. Und auch wenn man den Bulgaren helfen wolle, sollte die Straße weiterhin „sauber“ und „ordentlich“ gehalten werden. Dass sie darüber hinaus nicht „richtig“ arbeiteten wie „wir Türken“, so wurde es mir in einem der Gespräche vermittelt, läge an dem Charakter und der Mentalität der Bulgaren selbst. Nicht 'richtig' zu arbeiten bedeutet dabei in Wirklichkeit, dass sich die meisten von ihnen in ungesicherten Arbeitsverhältnissen befinden, die sie dazu zwingen, sich zu prostituieren oder betteln zu gehen.

Die stetigen Veränderungen im Viertel durch diese 'neuen Zuwanderer' werden darüber hinaus mit einer wachsenden Unsicherheit in Verbindung gebracht. Ihr sei es hier nachts zu gefährlich, da wollte sie nicht mehr diese Straßen entlang gehen, wie mir eine junge Verkäuferin erzählte, und das läge unter anderem an den Bulgaren. Tagsüber sei das kein Problem, sie sei das Viertel ja gewohnt, aber selbst am Tag wollten ihre Freunde nicht hierher kommen, weil sie sich nicht sicher fühlten.

Diese und ähnliche Aussagen stammen vor allem von Gesprächspartnern, die selbst oder deren Eltern einmal als Gastarbeiter nach Deutschland kamen und es unter widrigen Umständen schafften, sich eine eigene Existenz aufzubauen. Dem versuchten Aufstieg anderer wird jedoch mit rassistischen Zuweisungen begegnet. Hieran spiegelt sich eine weitere 'innere Abgrenzung' wider, die sich nicht nur der eigenen Community gegenüber vollzieht, sondern auch in Form einer Distanzierung zur eigenen Geschichte zum Ausdruck kommt.

Das formulierte Ziel des Quartiersmanagements, diese unterschiedlichen und sich teilweise konträr gegenüber stehenden Akteure und Interessen mit einander zu vernetzen, wird damit wohl eine der größten Herausforderungen sein. Gerade die Mitarbeit nur einiger weniger einflussreicher Akteure aus dem Viertel sowie die Repräsentation ihrer Interessen halten andere Bewohner und Gewerbetreibende im Viertel davon ab, sich an einer gemeinsamen Arbeit zu beteiligen, wie mir in Gesprächen erzählt wurde.

Von einem harmonischen multikulturellen Miteinander kann hier im Viertel also nicht die Rede sein. „Multikultur“, so fasst es einer der Betreiber des Import Export zusammen, hat darüber hinaus wenig mit Harmonie zu tun, sondern sei „ganz schön anstrengend“. Und so zeigt sich auch am Publikum der Bar, dass hier im Viertel bei weitem nicht nur von Harmonie und gemeinsamen Interessen die Rede sein kann. Während eine eher junge intellektuelle Szene, die Bar mittlerweile mit Begeisterung aufgenommen hat, wird sie von Gewerbetreibenden und Anwohnern der Einwanderergenerationen bisher noch sehr wenig aufgesucht.

### **5.2.6 Zusammenfassung: Zwischen Anonymität und Vertrautheit**

Die räumliche Dichte des Viertels ist auch in physischer Nähe zu spüren. Allerdings erfährt diese für viele Befragte im Sozialen eine Umkehrung, die sich in dem Eindruck sozialer Distanz, eines 'Nebeneinandercharakters' und in Anonymität niederschlagen. Anonymität ist es auch, die als weitere Kategorie für ein großstädtisches Gefühl im Viertel steht. In diesem Fall, so konnte am Beispiel der Künstlerszene im Viertel gezeigt

werden, übt Anonymität auch eine gewisse Anziehung aus. Allerdings gilt dieser Eindruck nicht für alle Befragten. Vielmehr stehen Blasiertheit und Distanziertheit auch mit der jeweiligen ökonomischen und sozialen Lage in Verbindung, wie mit Verweis auf Walter Siebel dargestellt wurde.

Gegenüber der sozialen Distanz wird die Verlagerung des sozialen Lebens in den öffentlichen Raum als soziale Vertrautheit bewertet. Die Netzwerke innerhalb der migrantischen Communitys oder der spezifische Geschäftssinn, der sich durch eine besondere Aufmerksamkeit gegenüber den Kunden auszeichnet, werden dabei auch für Außenstehende erlebbar. Dies kommt in Beziehungen zum Ausdruck, die sich teilweise zwischen Verkäufern und Kunden ergeben. Der großstädtische Charakter geht für meine Gesprächspartner damit jedoch nicht verloren, da die Einbindung in die dominierenden sozialen und ökonomischen Strukturen des Viertel zu gering sind. Allerdings ist eine Vertrautheit nicht für jeden der Befragten erlebbar und so zeigt sich erneut, dass die Bewertungen des Raumes und des Sozialen im Raum unterschiedlich, von Anonymität, über Vertrautheit, bis hin zu sozialen Verpflichtungen ausfallen können, wie es mit Verweis auf Martina Löw aufgezeigt wurde.

Besonders für die ältere Generation der Einwanderer stellt das Viertel nach wie vor einen wichtigen Ort dar. Dieser dient gleich einem Marktplatz als Treffpunkt und Ort des Austauschs von Waren und Informationen. Das äußere Erscheinungsbild der Geschäfte, das tatsächlichen Marktstrukturen sehr nahe kommt, entspricht dabei einer offenen und kommunikativen Raumgestaltung, die sich auf diesen Austausch unterstützend auswirkt. Im Sinne Martina Löws haben sich die räumliche Strukturen im Südlichen Bahnhofsviertel also den sozialen Bedürfnissen angepasst.

Die beschriebene Konzentration spezifischer Dienstleistungen und Produkte ist, wie gezeigt werden konnte, nicht nur der Anziehung des Viertels durch die Garantie eines gewissen Kundenstamms geschuldet, sondern wird auch durch bestimmte gesellschaftliche Ausgrenzungsmechanismen bedingt. Die Geschichte der Gastarbeiter, die auch das Südliche Bahnhofsviertel bis heute prägt, zeichnet die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Hindernissen und Barrieren in besonderer Weise nach, wie Erol Yildiz beschreibt. Unter oftmals restriktiven Bedingungen begannen Einwanderer, sich in städtischen Räumen niederzulassen, sich diese anzueignen und an ihrer Gestaltung mitzuwirken (Yildiz 2009b: 156). Im Zuge einer „Art selbstorganisierte[n] Integration“, wie Yildiz diese Prozesse beschreibt, eröffneten gewerbetreibende Migranten in der Vergangenheit oftmals Geschäfte in verlassenen Stadtteilen und sorgten für die Wiederbelebung und Aufwertung heruntergekommener Stadtviertel (ebd. 2009: 21). Die

unternehmerischen Aktivität der Migranten brachten damit Leben und neue Impulse in die Straßen und sorgten zudem für neue Beschäftigungsmöglichkeiten in den Vierteln (ebd. 2009b: 156). Auch ein heute im Viertel etablierter Hotelbesitzer, der selbst als Gastarbeiter nach Deutschland gekommen war, erzählte, dass das Südliche Bahnhofsviertel in den 1970er Jahren heruntergekommen gewesen sei und er mit Hilfe anderer Gewerbetreibenden im Viertel die Straßen wieder aufgewertet habe. So stellt das Südliche Bahnhofsviertel mit seinen circa 20 000 Arbeitsplätzen mittlerweile einen wichtigen Standort für die Stadt dar, wie man auf der Presseveranstaltung des Quartiersmanagements erfahren konnte. In diesem Sinne gilt auch, was Walter Siebel für die expandierende Großstadt des 20. Jahrhunderts konstatierte, die er als „Ort der Hoffnung“ für das Proletariat aber auch für Zuwanderer bezeichnete (Siebel 2004: 24). Hier waren ökonomischer Aufstieg und soziale Integration möglich, denn besonders im Bereich der gering qualifizierten Beschäftigung boten die Großstädte einen expandierenden Arbeitsmarkt (ebd.).

Im Südlichen Bahnhofsviertel hat sich sowohl durch die ökonomische Ausrichtung als auch durch die typischen Praktiken der Bewohner und Gewerbetreibenden ein eigener Habitus entwickelt. Dieser durch Migration geprägte Habitus formte sich über Jahrzehnte hinweg und ist somit im Sinne Martyn Lees historisch gewachsen (vgl. Kapitel 4.2.1). Gleichzeitig verleiht der Einfluss der Einwanderung dem Viertel eine besondere, urbane Gestalt. Denn „räumliche Mobilität“, so stellt Yildiz fest, ist „eine urbane Grunderfahrung“, die „Großstädte schon immer geprägt“ habe. „Migrationsbedingte Diversität“ gehört somit und dies gilt auch für das Südliche Bahnhofsviertel, zu einem „Hauptcharakteristikum von Urbanität“ (Yildiz 2009: 20).

Dem positiven Bild der belebten Straße und dem besonderen Geschäftssinns stehen allerdings Positionen gegenüber, die dem Viertel gerade auf Grund seiner migrantischen Strukturen mit Abneigung begegnen. Einerseits sind diese Strukturen für die Mitglieder der Community teilweise mit sozialer Kontrolle verbunden. Andererseits löst die Tatsache, dass viele deutsche Unternehmen weggezogen sind den Eindruck aus, inzwischen nur noch 'unter sich' zu sein. Dem wird mit 'inneren Abgrenzungen' gegenüber der eigenen Community und gegenüber der eigenen Geschichte begegnet. Allerdings konnte zumindest bezogen auf die Bewohnerzahlen der Eindruck homogener Strukturen nicht bestätigt werden. Gleichzeitig weisen die Erzählungen darauf hin, dass sich die Lebenswelten der einzelnen nationalen Gruppierungen kaum überschneiden. Dem von städtischer Seite geprägten Bild, das soziale Leben im Viertel sei von einem gut funktionierenden „Zusammenspiel und Miteinander“ gekennzeichnet, steht also der



Eindruck von Parallelwelten gegenüber.

Dennoch werden die heterogenen Strukturen des Viertels immer wieder positiv und als ein Merkmal von Urbanität hervorgehoben, da diese eine positive Anonymität bedingen.

### **5.3 Heterogenitäten**

#### **5.3.1 Selbstverständlichkeit von Vielfalt: „Großstädtisch daran ist, dass [man sich], selbst wenn man fremd ist, [...] nicht fremd fühlen muss“**

In erster Linie werden die positiven Eigenschaften der Anonymität, durch erhöhte persönliche Freiheiten hervorgehoben. Diese Anonymität bringe „Vorteile“ mit sich, wie beispielsweise Monika beschreibt. Vorteile sieht sie vor allem darin, dass „es [...] nicht so [ist], dass der eine auf den anderen guckt, sondern, es wechselt viel auch so von den Geschäften her und von den Leuten her“.

Hier kommt auch die Bedeutung von Anonymität in Form des Prinzips von 'Leben-und-leben-lassen' zum Vorschein. Dieses Prinzip ist es, was auch für Maike, die sich durch ihre Beteiligung am Stadtprojekt Munich Central intensiv mit dem Viertel auseinandersetzt, das „Großstädtische“ des Viertels ausmacht:

„Großstädtisch daran ist, dass [man sich], selbst wenn man fremd ist, [...] nicht fremd fühlen muss. Das ist schon so eine Mentalität von 'Leben-und-leben-lassen'. Man kommt dahin und jeder darf so sein, wie er ist...man hat nicht das Gefühl, dass man rausfällt, da nicht hingehört, dass man fehl am Platz ist. Ich habe das Gefühl, da kann sich jeder wohlfühlen, egal was er für einen Hintergrund hat, wo er herkommt.“

Sich fremd zu *fühlen* ist Maike zu Folge nicht gleichbedeutend damit, an einem Ort auch tatsächlich fremd zu *sein*. Vielmehr steht dieses Gefühl der Fremde in Verbindung damit, inwieweit man mit bestimmten dominierenden Vorstellungen und Erwartungen konfrontiert wird und ob die Erfüllung dieser Erwartungen als Voraussetzung für eine vollständige gesellschaftliche Teilhabe gilt. Hier im Südlichen Bahnhofsviertel aber ist jeder ein bisschen 'fremd'. Menschen kommen und gehen, das Viertel ist durch einen stetigen Wandel gekennzeichnet und aus diesem Grund entsteht nicht der Eindruck eines 'Rausfallens' oder 'Fehl-am-Platz-seins'. „Das Positive und Schöne“ an Großstadt, das hier zur Geltung kommt, sei eben, „dass man seinen Wege gehen kann und nicht moralisch bewertet und beurteilt wird“, wie Maike weiter erklärt. Das ist es, was ihrer Meinung nach einem „gesunden Miteinander“ entspreche - einem Miteinander, das nicht unter dem Druck äußerer gesellschaftlicher Normen und Werte stehe.

Der Wechsel von Geschäften und Menschen, der durch die Vielzahl der Touristen unterstrichen wird, hält eine gewisse Form von Fremdheit stetig aufrecht. Die Unterschiedlichkeit und Vielfältigkeit der Lebenswelten und Bedürfnisse, die hier auf

konzentriertem Raum zusammentreffen, lassen Fremdheit darüber hinaus zu einer Selbstverständlichkeit werden. Die Alltäglichkeit von gegenseitiger Fremdheit zeichnet in der Wahrnehmung mancher Befragter dabei den urbanen Charakter des Viertels aus. Denn es ist die Selbstverständlichkeit, „dass sich da viele Menschen auf der Straße bewegen, die unterschiedliche Hintergründe haben, die aus unterschiedlichsten Ländern kommen“ was für sie die urbane Gestalt des Viertels unterstreicht, wie Maike beschreibt. Aus dieser Selbstverständlichkeit und Akzeptanz von Unterschieden wiederum entstünde für sie das Prinzip des sich gegenseitigen 'Leben-lassens'. Vielfalt bezieht sich dabei nicht nur auf eine herkunftsbezogene Vielfalt, sondern auch auf eine Vielfalt von Interessen, Bedürfnissen und Wünschen, die im Südlichen Bahnhofsviertel ausgelebt werden könnten. Ein türkischer Imbiss, eine Tanzschule, eine Moschee und ein Tabeldancelokal, die an einem kleinen Straßenabschnitt in der Landwehrstraße auf engem Raum aufeinander treffen, stellt nur eines von vielen Beispielen dar, an dem diese unterschiedlichen Bedürfnisse und ihre gegenseitige Akzeptanz ablesbar sind.

Die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Lebensweisen spiegelt sich auch in Beschreibungen Walter Siebels und Hartmut Häußermanns zur Qualität der Urbanität in der europäischen Stadt wider. Ihnen zu Folge liege diese gerade „in ihrer Widersprüchlichkeit und Ambivalenz, in ihrer Unübersichtlichkeit und in dem chaotischen Überschuß, den Dichte, Größe und Heterogenität produzieren können“ (Siebel/Häußermann 1997: 304). Siebel und Häußermann beziehen sich damit auf die klassischen stadtprägenden Kategorien von Dichte, Größe und Heterogenität, die ursprünglich von Louis Wirth formuliert wurden. Jene Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen sind es auch, die im Südlichen Bahnhofsviertel täglich erlebbar werden. Gleichzeitig bringen die Ambivalenzen, die Dynamiken und täglichen Wandelbarkeiten des Viertels auch „Überraschung, das Unvorhergesehene [und] das Fremde“ in die Stadt, die den Reiz des Urbanen ausmachen (ebd.). Aus diesem Grund könne es auch nicht gelingen „Urbanität zu planen“, wie die Autoren bemerken (ebd.)

Jene Akzeptanz und Selbstverständlichkeit unterschiedlicher Lebensformen, welche die großstädtische Wirkung des Viertels hervorhebt und den Eindruck der Anonymität unterstreicht, tritt vor dem Hintergrund anderer als typisch münchenerisch bewerteter Quartiere besonders deutlich zum Vorschein.

Auch in München zeigt sich eine Form von sozialer Selektion, von Ausgrenzung und durchgreifender 'Stadtordnung', wie Anna verdeutlicht:

„Also es gibt ja wenige Gebiete noch in München, wo man sagt, da trifft man [...] noch [Vielfältigkeit]. Das ist Westend vielleicht, aber es tendiert schon dahin, dass man sagt Hasenberg und Neuperlach sind so ein bisschen die Ghettos und dann hast

du noch ein paar andere kleine Brennpunktviertel und sonst hast du sehr schöne Viertel. [...] Auch Haidhausen, weißt du, das ist ja eigentlich auch nicht mehr so vielfältig und drumherum, dieser Gürtel, 'Speckgürtel' auch nicht besonders. Obwohl ja hier [in München] sehr viele Menschen mit Migrationshintergrund leben.“

Damit spricht Anna spezifische Tendenzen der Stadtentwicklung in München an. An ihrer Beschreibung ist eine klare Ordnung und Hierarchie von Quartieren ablesbar, in der das Hasenberg und Neuperlach symptomatisch für „die Ghettos“ der Ausländer stehen, während die meisten anderen Stadtviertel 'das schöne München' zeigen. Darüber hinaus weist ihre Aussage darauf hin, dass „Menschen mit Migrationshintergrund“ in anderen Quartieren nicht *mehr* sichtbar sind, dass dies in der Vergangenheit aber durchaus anders gewesen sein muss.

Am Beispiel Haidhausens, das Anna selbst anbringt, lässt sich diese Veränderung deutlich nachzeichnen. Heute erinnert nur noch wenig an das ehemalige „Armeleutenviertel“ der 1970er Jahre. Dort, „in den überwiegend maroden Häusern wohnten vor allem alte Leute und Immigranten“, die mit einer 1976 vom Stadtrat beschlossenen Sanierung einer „schrittweise[n] Aufwertung und Eroberung“ „durch eine zahlungskräftigere Klientel“ weichen mussten (Honsell 2008: 1). An diesem Beispiel verdeutlichen sich erneut selektive Tendenzen, die bereits zuvor beleuchtet wurden. Die Stadt wandelt sich also von einem „Ort der Hoffnung“ und der „Integration in einen der Ausgrenzung“, wie Walter Siebel bemerkt (Siebel 2004: 24). Gleichzeitig ginge damit das klassische Bild der Großstadt verloren, denn „je mehr die europäische Stadt zum Ort der Ausgrenzung wird, desto weniger wird sie der besondere Ort großstadttypischen Verhaltens sein können“ (ebd.: 26).

Die Vielfältigkeit des Viertels steht hier also in einem kontrastreichen Vergleich zu aufwertenden und normierenden Tendenzen in München. Hier im Viertel, so empfindet es Anna, ist „wirklich noch ein vielfältiges nebeneinander *möglich* [...], das ja sonst in München nicht so unbedingt in jedem Viertel gegeben ist.“ In anderen Vierteln käme vielmehr zum Ausdruck, dass

„München ein bisschen stärker so einen Druck ausübt [...]. So ein 'Normalisierungsdruck' ist schon auf alle Fälle da, also dass man so bestimmt aussehen sollte, oder dass man das und das haben sollte. Also ich glaube der Druck ist [hier] höher dazugehören.“

Anna spricht hier eine Form von ungeschriebenen Normen und Regeln an, an die es sich anzupassen gilt und die sie mit einer typischen Münchner Lebensweise in Verbindung bringt. Dieser wahrnehmbare 'Normalisierungsdruck' ist es auch, der München ein Stückweit das großstädtische Gefühl nimmt. Denn damit geht das „Positive und Schöne“ der Großstadt verloren, dass man seinen Wege gehen kann, ohne moralisch bewertet zu

werden, wie es Maike formulierte. Dass es gerade Aussehen und Besitz sind, die Anna zu Folge von außen als Norm vorgegeben werden, passt zur Darstellung eines Münchner Habitus von Schönheit, Überfluss und Dekadenz wie ihn Simone Egger und Johannes Moser beschreiben (s.o.).

Vor diesem Hintergrund kommt das Südliche Bahnhofsviertel Anna zu Folge geradezu einem sozialen Freiraum gleich, „vielleicht auch, weil die Leute [...] sich das [dort] noch mehr zu leben und zu zeigen [trauen], weil der Druck [sich] eben in anderen Vierteln [...] zu verstecken“, größer ist. In anderen Vierteln wie beispielsweise Bogenhausen, wo sie selbst lebt, hätten sich „die Leute“ dagegen „extrem assimiliert“. Mit 'den Leuten', sind in Bogenhausen vor allem Einwanderer verschiedener Generationen gemeint. Assimilation steht in diesem Sinne für absolute Anpassung und Angleichung an das, was von außen vorausgesetzt und von einem erwartet wird. Hier aber in diesem „Nebeneinander“ von Unterschiedlichkeit, werden andere Lebensformen geduldet und man könne sich „trauen“, diese „zu leben“, wie Anna betont. Lebensformen, die diesem vorherrschenden Druck ausweichen oder diesem nicht stand halten können, finden dagegen hier einen Raum, wie im anschließenden Kapitel gezeigt werden wird. Diese gängige Formulierung, dass 'Raum für etwas da ist', weist auf die besondere Bedeutung und Wahrnehmung von Räumen hin, wie sie von Martina Löw formuliert wurde. Auch hier entspricht der Raum nicht ausschließlich einem physisch greifbaren und realen Ort. Vielmehr ist das Viertel ein Ort an dem unterschiedlich gedachte und erlebte Räume und somit unterschiedliche Deutungen zur Geltung kommen können. In diesem Sinne gleicht das Viertel einem Freiraum, in welchem diese geltenden Normen nur in abgeschwächter Form bestehen. Das Viertel gleicht also einem Ort, der Unterschiedlichkeit in konzentrierter Form zulässt und gleichzeitig anzieht. Dies spiegelt sich in der physischen Konzentration, Dichte und Enge wider, das heißt der soziale Druck von außen bringt auch dichtere räumliche Strukturen mit sich. Das Südliche Bahnhofsviertel als einzigen Ort Münchens darzustellen, an dem 'andere' Lebensweisen möglich sind, käme jedoch einer zu vereinfachten Darstellung gleich. Das Viertel steht vielmehr exemplarisch für *einen* besonderen Ort innerhalb Münchens, jedoch nicht für den *einzig*en Ort dieser Art. Es ist allerdings gerade diese Konzentration an Vielfalt, die dazu verleitet, dem Viertel die *übrige* Stadt und ihre scheinbare Gleichförmigkeit idealtypisch gegenüberzustellen. Selbstverständlich sind Gegenbilder zu diesem typischen Münchner Image, auch an anderen Orten Münchens zu finden.<sup>32</sup>

---

32 Vgl. Anmerkung 14

### **5.3.2 Ein Ort für Nischen: „Man spürt schon, wenn man da durch geht, was Abgründiges auf eine Art“**

Auch die zahlreichen sozialen Einrichtungen, die sich im Viertel angesiedelt haben, stehen für den Freiraum des Viertels. Darüber hinaus spiegeln diese Institutionen wiederum bestimmte sich im Viertel konzentrierende Bedürfnisse wider, die an anderen Orten in München teilweise keinen 'Raum finden'. In einem Gespräch mit einer Mitarbeiterin einer Drogennotdienststelle im Südlichen Bahnhofsviertel verdeutlichte sich dieser Eindruck.

Lange Zeit galt der Orleansplatz in Haidhausen als etablierter Ort des Münchner Drogenmilieus. Die Drogenszene wurde allerdings mittlerweile sowohl durch Videokameras, die 2007 an diesem Platz installiert wurden, als auch durch eine erhöhte Polizeipräsenz vertrieben. Stattdessen hat sie sich inzwischen an andere Ort verlagert, so unter anderem an das Sendlingertor und in den nahegelegenen Nussbaumpark. Auch der Sendlingertorplatz sollte auf diese Verlagerung hin von Videokameras überwacht werden, wie einem Pressebericht der Süddeutschen Zeitung von 2010 zu entnehmen ist. „Seit Jahren wandert die Szene von einem Platz zum anderen“, wie die Autoren des Artikels bemerken, denn die Polizei sei nicht gewillt, eine „feste Szene“ in München zu dulden (vgl. Wally/Wimmer 2010). An diesem Beispiel drückt sich erneut ein durchgreifender Normalisierungs- und Normierungsdruck der Münchner Art aus. Vor diesem Hintergrund, so die Mitarbeiterin von der Drogennotdienststelle, bedeute das Südliche Bahnhofsviertel einen besonderen Freiraum in München, denn für diejenigen, die sonst im öffentlichen Leben der Stadt keinen Platz fänden, stelle dieser Ort Nischen bereit. Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass im Viertel eine offene Drogenszene geduldet wäre. Die Akzeptanz von Vielfalt und dem Nebeneinander von unterschiedlichen Lebensformen, die im Südlichen Bahnhofsviertel zum selbstverständlichen Alltag gehört, schafft aber immerhin Räume, in denen „soziale Randgruppen“ (von Drogenabhängigen, Asylsuchenden, Fremdarbeitern, Heimat- und Obdachlosen sowie Einwanderern verschiedener Generationen) im Gegensatz zu anderen Orten eine Existenzberechtigung erfahren (Hengartner 1994: 199). Dieser Möglichkeit von Nischenbildung kommt auch die geringe Bewohnerzahl des Viertels zu Gute, wie Lena, ebenfalls eine Mitwirkenden des Stadtprojekts, behauptet. So gäbe es immerhin weniger Leute, die sich an dem Klientel derartiger Einrichtungen störten.

In diesem Sinne finden sich hier jene Abgründigkeiten, die auch mit einem klassischen Bild von Bahnhofsvierteln in Verbindung gebracht werden. Gleichzeitig brachten meine Gesprächspartner zum Ausdruck, dass dem Bild des Bahnhofsviertels allgemein eine

großstädtische Symbolik anhaftet. Bezüglich des Münchner Bahnhofsviertels schienen sie sich jedoch nicht sicher zu sein, inwiefern dieses einem 'wirklichen' Bahnhofsviertel entspräche. So stellt Sarah fest, dass es „eben nicht so das typische Bahnhofsviertel wie jetzt in Berlin oder so“ sei, „wo man sich schon ein bisschen unwohl fühlt wenn man jetzt nachts als Mädels allein durch die Straßen geht“. Auch wenn das Münchener Bahnhofsviertel für die Befragten klassische Merkmale eines großstädtischen Bahnhofsgebietes aufweist, hat es sich für sie dennoch an typische Münchner Strukturen angepasst, wie Sarah bemerkt: „Also sagen wir [es] so, wenn's in München, also wenn's das Bahnhofsviertel gibt, dann ist es das, wo wir wohnen“, aber es hat „die positiven Seiten davon“. Unter den positiven Seiten eines Bahnhofsviertels versteht Sarah sowohl die zentrale Lage des Viertels, die gute Erreichbarkeit und die hohe Mobilität durch den Hauptbahnhof und andere wichtige Verkehrsknotenpunkte. Darüber hinaus sei durch die zahlreichen Geschäfte der alltägliche Bedarf ohne viel Aufwand gedeckt. An Sarahs Bemerkung verdeutlicht sich aber, dass ein Bahnhofsviertel (im Sinne eines großstädtischen Phänomens) in München von den wenigsten erwartet wird. Dass es „hier sowas auch gibt“, entspricht scheinbar nicht dem Bild und dem Image, das München für Außenstehende hat:

„Die Frage ist ja, ob die Leute jetzt wirklich, wenn sie Münchner Bahnhofsviertel hören, ob die dann überhaupt sich bewusst sind, dass München ein Bahnhofsviertel hat...so hatte ich eigentlich den Eindruck immer. Also bei den echten Münchnern, also die aus München wirklich kommen schon, aber bei denen, die nicht gebürtig aus München sind, bei denen hab ich das Gefühl, [geht] es den meisten so wie mir. Die, die mich besucht haben, die waren auch zum ersten Mal hier und haben erstmal gemerkt, dass es hier sowas auch gibt.“

In der Frage nach dem Vorhandensein eines Bahnhofsviertels schwingt also eine gewisse Wertigkeit mit, welche sich auf ein Großstadtgefühl bezieht. Am Beispiel des *Frankfurter Bahnhofsviertels*, das sich über die eigenen Stadtgrenzen hinaus geradezu „eine legendäre Reputation“ erworben hat, wird deutlich, dass Bahnhofsviertel, bzw. Bahnhöfe, als Phänomen zu einem großstädtischen Stadtbild dazu gehören (Benkel 2010: 7). Bahnhöfe, so bemerkt auch Thomas Hengartner, spielten in ihrer Funktion, die über die Bedeutung des Verkehrsknotenpunktes hinaus reiche, eine „besondere und zentrale Rolle im städtischen Leben“ (Hengartner 1994: 187). Der „Bahnhof einer (großen) Stadt“, so Hengartner weiter, stelle „geradezu einen Ort der Urbanität *par excellence* dar, einen Ort wo sich die Konstituenten urbanen Lebens in fast idealtypischer Weise amalgamieren“ (ebd.). Diese urbane Eigenschaft scheint sich also auch auf das Viertel zu übertragen. Die Urbanität des Südlichen Bahnhofsviertels ist dabei aber nicht nur durch eine äußere Ähnlichkeit zu anderen Weltstädten gegeben, wie

Anna betont:

„Wenn man urban sagt, ist es jetzt nicht so ein Viertel, bei dem man denkt, das ist jetzt [wie] New York oder [...] London. Sondern [...] man spürt schon, wenn man da durch geht, was Abgründiges auf eine Art. Also man merkt schon, dass da Welten sind, in die man [keinen] Einblick hat. Das kommt schon durch diese Sexläden auch.“

Das Abgründige und die Welten, in die man nicht einfach Einblick erhält, gehören zu den Schattenseiten des urbanen Lebens, die sich häufig in Bahnhofsvierteln konzentrieren.

In der Nutzung und Gestaltung von Nischen durch die genannten Gruppierungen werden Bahnhofsräume „explizit auch für die Etablierung einer gewissen Privatheit in Anspruch“ genommen, wie Hengartner bemerkt (ebd.: 200). Dies erklärt wiederum, warum manche Praktiken im Südlichen Bahnhofsviertel von Befragten als ungewohnt empfunden wurden, die teilweise sogar den Eindruck hinterließen, der Raum werde wie Eigentum benutzt. „Der Bahnhof“, so fasst Hengartner zusammen, „vereinigt damit die Polarität von Öffentlichkeit und Privatheit auf engem Raum in sich“ (ebd.: 202).

Warum aber konzentrieren sich diese verschiedenen Welten genau an diesem Ort? Wie bereits an anderer Stelle erwähnt wurde, gehört das Südliche Bahnhofsviertel zu einem so genannten *Kerngebiet*. Damit sind konkrete Regelungen verbunden, die in diesem Gebiet bestimmte Gewerbe zulassen. „Das Authentische und Gewachsene“, so erklärte mir der Vorsitzende des Bezirksausschusses 2, Alexander Miklosy, „ergibt sich aus den weniger restriktiven Handlungsmöglichkeiten des Kerngebietes. Da ist halt mehr erlaubt als woanders“. Zum einen hat diese Regelung zur Folge, dass sich spezifische Vergnügungsgewerbe wie Spielhallen und Sexshops an diesem Ort und in dieser Konzentration ausbreiten können, zum anderen geben diese eingeschränkten „Handlungsmöglichkeiten“ aber auch anderen Strukturen Raum. Kerngebiete ermöglichen eine verstärkte Gewerberaumnutzung, die teilweise bis zum ersten Stockwerk reichen kann. Damit sind reine Wohnräume oftmals erst ab dem zweiten Stockwerk ausgewiesen, was die Bewohnerzahlen in einem Viertel wie dem Südlichen Bahnhofsviertel im Vergleich zu anderen Quartieren senkt. Durch eine geringere Bewohnerzahl lässt sich wiederum, so behauptete Lena, eine höhere Toleranz gegenüber bestimmten Randgruppen erklären. Auch Katrin ist der Meinung, dass erst mit einem verstärkten Zuzug in ein Viertel die Erwartungen an Ordnung und Sauberkeit stiegen.

Auf Grund dessen, dass bestimmte städtische Reglementierungen an diesem Ort nicht durchgreifen, können sich jene sozialen Strukturen, die auch mit einer großstädtischen Abgründigkeit in Verbindung gebracht werden in diesem Viertel konzentrieren. Ein 'Normalisierungsdruck', wie er als typisch münchenerisch beschrieben wurde, wird hier

also nicht in jenem Ausmaß wirksam und ermöglicht dadurch gleichzeitig eine größere Vielfalt an Lebensformen. Die begrenzten „Handlungsmöglichkeiten“ begünstigen damit ein natürliches und authentisches Wachsen, das von den meisten Befragten gerade im Vergleich zum übrigen München sehr positiv aufgefasst wird.

### **5.3.3 Das Glockenbachviertel als Gegenbild: „Das ist [...] sehr nett und sehr hübsch, aber eben auch sehr aufgeräumt“**

Ein entsprechendes Gegenbild zur gelebten Vielfalt und Heterogenität des Südlichen Bahnhofsviertels, veranschaulichen Emin und Maike mit einer Beschreibungen zum Glockenbachviertel, in dem sie selbst wohnen. Gerade dieses Quartier, das als „Münchens kulinarisch-kreatives Szeneviertel“ angepriesen wird, ließe urbane, heterogene Strukturen erwarten (vgl. Stadtportal<sup>2</sup>), aber

„nur weil da Kneipen, Cafés und Restaurants sind, ist das keine Großstadt<sup>33</sup>...ich meine [dagegen] eher dieses Ambiente [im Südlichen Bahnhofsviertel], wenn ich raus gehe.[...] Also hier im Glockenbach ist es sehr homogen. Da [im Südlichen Bahnhofsviertel] ist es sehr heterogen. Du findest immer noch alles: Alteingesessene deutsche Läden, du findest aber auch ganz schicke Geschäfte, viele türkische Supermärkte, alles mögliche. [Da findet man] ganz konzentriert was eine Großstadt ausmacht.“

Heterogenität und großstädtische Atmosphäre stehen auch bei Emin nicht allein für die nationale Verschiedenheit im Viertel, sondern auch für die Mischung aus traditionellem, modernem und internationalem Gewerbe. Diese Form von sozialer und ökonomischer Heterogenität hebt das Südliche Bahnhofsviertel vom Gegenbild des Glockenbachviertels ab. Aber selbst das Glockenbachviertel zeichnete sich früher durch eine kleinteiligere und eher traditionelle Struktur aus, die für Katrin einen persönlichen Charakter vermittelte. Katrin zu Folge, die selbst 18 Jahre im Glockenbachviertel wohnte, bevor sie mit ihrem Mann ins Südliche Bahnhofsviertel zog, gingen diese Veränderungen mit einer Aufwertung und Sanierung einher, die sie dazu bewog, in ein anderes Viertel zu ziehen. Heute, so kritisiert sie, sei das Glockenbachviertel „sehr nett und sehr hübsch, aber eben auch sehr aufgeräumt“ und habe im Vergleich zu früher seinen Charme durch den Wegzug der „vielen Handwerker, mit vielen kleinen Betrieben im Hinterhof“ verloren. Gegenüber der früheren Kleinteiligkeit, die zumindest im Südlichen Bahnhofsviertel auch mit Unübersichtlichkeit, um nicht zu sagen, mit Chaos einhergeht, wirke das Glockenbachviertel für sie heute „artifizuell“ und „gemacht“, was an die Beschreibungen von 'Schein' und 'Glanz' des Münchner Habitus erinnert (vgl.

---

33 Ich vermute, dass Emin in diesem Fall auf ein großstädtisches Gefühl und nicht auf die Definition von Großstadt anspielt, da das Vorhandensein homogener Strukturen in einer Stadt nicht ihren Status als Großstadt, sondern nur ihr 'Großstadtgefühl' in Frage stellen kann.



Kapitel 4.2.1). In dieser *Aufgeräumtheit* und *Gemachtheit* des Glockenbachviertels sieht Katrin den „Hauptunterschied“ zu den natürlichen und gewachsenen Strukturen des Südlichen Bahnhofsviertels. Diese Faktoren zeugten vielmehr von gezielten und geplanten Eingriffen in die gegebenen Strukturen, welche die 'Unplanbarkeit' von Urbanität, wie sie von Siebel und Häußermann formuliert wurde, klar vor Augen führt, denn ein urbanes Gefühl entsteht durch diese 'gemachten Strukturen' nicht. Im Sinne dieser künstlichen Veränderungen, die scheinbar kaum Spielraum für Abweichungen bereithalten, ist auch der Hinweis von Emin auf die homogenen sozialen Strukturen im Glockenbachviertel zu verstehen. Die Strukturen wirkten sich aber nicht nur auf das ökonomische Angebot aus, sondern auch auf das zwischenmenschliche Verhalten:

„Die Leute tun nur so, als ob sie wahnsinnig offen wären, weil sie halt im Café draußen sitzen, aber letztendlich bewegen die sich nur in ihren Kreisen, in ihren Cafés. Dann gibt's Cafés, in die man geht, wenn man so ist, in das andere, wenn man so drauf ist oder den kennt...Im Bahnhofsviertel hat man dagegen größere Freiheiten...“

Diese Form der sozialen Anpassung und Homogenität lässt auch an die Beschreibungen eines Münchner 'Normalisierungsdrucks' von Anna erinnern. Das Glockenbachviertel, das zwar offiziell als 'kreatives Szeneviertel' verhandelt wird, weist durch diese homogenen, angepassten Strukturen allerdings sehr wenig Kreativität auf. Den Befragten diente dieses Viertel also immer wieder als prägnante Vorlage, zu der sich das Südliche Bahnhofsviertel besonders gut abgrenzend beschreiben ließ.

Hübsch und aufgeräumt zu sein bedarf eines Eingreifens und eines gezielten Verschönerns. Während diese Spuren im Südlichen Bahnhofsviertel deutlich zum Vorschein treten, scheinen sie an anderen Orten geradezu auf pedantische Weise beseitigt zu werden.

#### **5.3.4 Schmutz und Unordnung: „In einer Großstadt, wo viele Leute laufen, liegt halt am Abend massenweise Papier auf den Gehsteigen herum“**

Müll auf der Straße weist auf das alltägliche Leben und auf die Anwesenheit vieler Menschen hin. Aber sobald hier in München jemand „sein Kaugummipapier runter [schmeißt]“, wie Sarah bemerkt, „kommt sofort der Mann im orangenen Kittel und sammelt es auf“. Demgegenüber empfand Sarah das Südliche Bahnhofsviertel von ihrem ersten Besuch an für Münchner Verhältnisse vergleichsweise großstädtisch, „weil die Straßen halt nicht so sauber [...] und die Häuser ein bisschen runtergekommener [sind]“. Auch Katrin bemerkt, dass gegenüber dem aufgeräumten und fast schon „zuckerbäckerstilmäßig gemacht[en]“ Glockenbachviertel, hier im Südlichen

Bahnhofsviertel „am Abend meistens massenhaft Papier auf den Gehsteigen herum“ liege. In diesen Formulierungen werden Schmutz, Unordnung und Anzeichen von Heruntergekommenheit mit Urbanität und Großstadt in Verbindung gebracht. „In einer Großstadt, wo viele Leute laufen, liegt halt am Abend massenweise Papier auf den Gehsteigen herum“, wie Katrin erklärt. Hieran zeigten sich schlichtweg die alltäglichen Spuren des menschlichen Lebens in der Stadt, die nicht sofort verwischt und rückstandslos beseitigt werden würden, wie an anderen Orten Münchens, sondern vielmehr auf natürliche Weise sichtbar und erlebbar blieben. „Dieses Echtere“, wie es Katrin bezeichnet, „ist mir [...] lieber, als dieses [ins andere Extrem] 'Gekippte' wie's eben im Glockenbach ist.“

Schmutz und Müll stehen für diese Befragten für ein natürlicheres und ein echteres Bild des großstädtischen Zusammenlebens. Dem gegenüber wirkt die Münchner Sauberkeit und Aufgeräumtheit geradezu „aufgesetzt“, wie Sarah bemerkt.

Aufgesetztheit heißt auch ein Stückweit, die natürlichen oder von der Norm abweichenden Strukturen zu kontrollieren und zu unterbinden. Diese kristallisieren sich in der Tätigkeit des Aufräumens sowie in der Person des Mannes „im orangenen Kittel“ heraus. Im Akt des Aufräumens zeichnet sich wiederum nicht nur ein Sinn für Ordnung, Sauberkeit und Strukturiertheit ab sondern auch eine gewisse Kontrolliertheit. Die Kontrolle zu bewahren, dient dabei dem Ziel, eine größtmögliche Vorhersehbarkeit zu erreichen. Gerade „das Unvorhergesehene“ ist es jedoch, das die Qualität von Urbanität ausmacht und nicht Planung und Kontrolle, wie Walter Siebel und Hartmut Häußermann betonen (Siebel/Häußermann 1997: 304). Andererseits stellt das kontrollierende Eingreifen in die Stadthygiene auch eine wertvolle Errungenschaft der europäischen Stadt seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dar. Während Städte einst durch ihre hygienischen Probleme als „Todesfallen“ galten, vollzog sich unter anderem durch den Bau von Abwassersystemen und die Entzerrung der dunklen Gassen ein schrittweiser Wandel der städtischen Gesundheitsverhältnisse, welcher die Lebensqualität der Stadt insgesamt an hob (Schäfers 2009: 34; vgl. Woelk/Vögele 2000). An den obigen Beschreibungen sowie an der Aussage Sarahs, dass „eine typische Großstadt [für sie] eher was nicht so Aufgeräumtes an sich“ habe, wird aber erkennbar, dass dieses klassische Bild der Stadt des 19. Jahrhunderts, das sich durch dunkle Gassen, Qualm, Schmutz und Unübersichtlichkeit auszeichnete, auch heute noch ein Inbegriff an Urbanität und großstädtischer Gestalt darstellt (Siebel 2004: 27). Bis heute wird Siebel zu Folge „Urbanität mit der kompakten Stadt des neunzehnten Jahrhunderts assoziiert“ (ebd.: 37), denn „Urbanität richtet sich auch gegen die öffentliche

Ordnung, gegen die glatte, übersichtliche, licht- und sonnendurchflutete Stadt des gesitteten Bürgertums“ (ebd.: 20).

Die für übertrieben gehaltene Sauberkeit Münchens reiht sich in den Topos der ordentlichen und provinziellen Stadt ein und steht damit als weitere Abgrenzung gegenüber einer 'wirklichen' Großstadt, für die dagegen gerne Berlin als Beispiel herangezogen wird (Löw 2008b: 220ff). Berlin, so behauptet auch der Autor Christoph Cadenbach, bilde oftmals eine „Gegenthese“ zu München (vgl. Cadenbach 2009). Als er 2009 für eine Stelle bei der Süddeutschen Zeitung von Berlin nach München zog, nahm er dies zum Anlass in einer „Anti-München-Kolumne“ über sämtliche Münchner Klischees zu berichten. Als „irritierend“ bezeichnet Cadenbach in seiner etwas überspitzten Kolumne, vor allem jenen „bayerischen Ordnungssinn“, der „dazu führt, dass man auf pedantisch gereinigten Straßen Menschen beobachten kann, die auch nachts um drei nicht bei Rot über die Ampel gehen“. München, so führt Cadenbach weiter aus, habe „ein Renovierungsproblem, einen Zwang, immer alles sofort auf Hochglanz rauszuputzen: die Frauen ihre Gesichter, die Männer ihre Zähne und die Vermieter eben ihre Fassaden“ (ebd.). Auch wenn in dieser Beschreibung ein sarkastischer Unterton mitschwingt, tritt doch ein deutliches Münchner Image zum Vorschein, das auch in den Aussagen meiner Gesprächspartner zum Ausdruck kam. Von den Eigenschaften der Schönheit, des Glanzes und der Ordentlichkeit hat München dabei stets eine Steigerung zu bieten. München erscheint nicht nur ordentlich, sondern geradezu *pedantisch*. Fassaden, so Cadenbach, glänzten in München nicht nur, sondern sie erschienen in *Hochglanz*. Vor diesem Hintergrund sticht das Südliche Bahnhofsviertel durch seine gegenteiligen Steigerungen hervor. Hier findet sich im Vergleich zum Rest Münchens mehr Schmutz, Heruntergekommenheit und Unordnung. In dieser Hinsicht lässt sich der distinkte Charakter des Südlichen Bahnhofsviertels auch durch seine extreme Umkehrung eines typischen Münchner Klischees beschreiben. Die Eigenschaften des Südlichen Bahnhofsviertels stehen im Vergleich zur Münchner Aufgesetztheit also für Echtheit und Authentizität.

### **5.3.5 Zusammenfassung: Widersprüchlichkeiten der Großstadt**

Der positive Eindruck großstädtischer Anonymität wird durch die Alltäglichkeit und Selbstverständlichkeit heterogener sozialer Strukturen im Viertel unterstrichen. Hier erscheint jeder ein wenig 'fremd', der nicht tief in die sozialen und ökonomischen Strukturen bestimmter Gruppierungen eingebunden ist und so verlieren gesellschaftliche Normen, die mit Bewertungen und Beurteilungen einhergehen an

diesem Ort ihre Intensität. In dieser Hinsicht und gerade vor dem Hintergrund eines Münchner 'Normalisierungsdrucks', wie es Anna bezeichnet hatte, entwickelt das Viertel großstädtische Atmosphäre und einen urbanen Habitus, der im Sinne Louis Wirths von Heterogenität und im Sinne Walter Siebels und Hartmut Häußermanns von Widersprüchlichkeit und Unvorhergesehenem gekennzeichnet ist.

Das 'Mehr' an persönlichen Freiheiten spiegelt sich auch in der Wahrnehmung des Viertels als Freiraum und Ort für Nischen wider. Eine „Unüberschaubarkeit der Stadt“, die sich auch hier im Viertel abzeichnet, ist Walter Siebel zu Folge eben „Voraussetzung dafür, dass abweichendes Verhalten seine Nischen findet, in denen es ausgelebt werden kann, ohne dass man gleich von Verwandten, Nachbarn oder der Polizei zur Normalität gerufen wird“ (Siebel 2004: 20). Hier können im Sinne Martina Löws unterschiedlich bewertete Räume an einem Ort gleichzeitig existieren und gesellschaftliche Randgruppen ihren Raum finden, ohne von gesellschaftlichen Normen verdrängt zu werden. Mit jenen gesellschaftlichen Randgruppen wird gleichzeitig eine urbane Abgründigkeit in Verbindung gebracht, denn „zur Urbanität gehören die halb- und illegalen Aktivitäten [...], die verdrängten oder doch verborgenen Seiten menschlichen Verhaltens“, wie Siebel bemerkt (ebd.).

Als geeignete Vorlage einer distinkten Abgrenzung, diente den Befragten hier das Glockenbachviertel, an welchem ein Münchner Habitus aus 'Normalisierungsdruck', Schein und Glanz exemplarisch aufgezeigt wurde. Während das Südliche Bahnhofsviertel durch seine heterogenen und teils abgründigen sozialen Strukturen und durch die Sichtbarkeit eines dichten Zusammenlebens in Form von Schmutz und Müll als echt, gewachsen und authentisch wahrgenommen wird, wirkt das Glockenbachviertel auf die Befragten hübsch, gemacht und aufgesetzt, jedoch nicht großstädtisch. Urbanität, so verdeutlicht sich an diesem Beispiel mit Verweis auf Siebel und Häußermann, ist schwer zu planen.

Gleichzeitig wird deutlich, dass das Bild echter Urbanität noch heute mit der Großstadt des 19. Jahrhunderts, also mit Lautstärke, Schmutz und Unüberschaubarkeit in Verbindung gebracht wird, auch wenn die lichtdurchflutetere und hygienischere Stadt eine Errungenschaft darstellt, welche die Lebensqualität bezüglich der Gesundheit erhöht hat. Aber nicht nur durch die Nähe zum Bahnhof als „Ort der Urbanität *par excellence*“, wie es Thomas Hengartner formulierte, ergeben sich die großstädtischen und urbanen Eigenschaften des Viertels. Auch die Kennzeichnung des Viertels als Kerngebiet lässt die Entwicklung von Strukturen und Praktiken zu, die ein Gefühl von Urbanität entstehen lassen.

## 6. Schlussbetrachtungen

Wodurch gewinnen Städte an Anziehung, an Innovationskraft und an ökonomischem Potential? Mit dieser Frage möchte ich meine Schlussbetrachtungen einleiten.

Auch Detlev Ipsen stellte sich im Zuge seiner Auseinandersetzung mit der europäischen Stadt diese Frage und kam zu dem Schluss, dass innere und äußere Offenheit eine wichtige Bedingung für die Entwicklung jener Qualitäten darstelle (Ipsen 2004: 265). Zum einen solle eine Stadt dabei nach außen hin für neue Trends und Entwicklungen empfänglich sein. Zum anderen spiele aber auch die Offenheit nach Innen eine große Rolle, wie Ipsen bemerkt. Diese spiegelt sich in der Möglichkeit eines freien und dichten Austauschs und der Kommunikation zwischen verschiedenen Gruppen, welche in der Stadt leben wider. Offenheit nach innen und außen bedeutet dabei, „dass Widersprüche nicht nur geduldet, sondern herausgefordert werden“, denn eine offene Stadt, so Ipsen, sei „nicht idyllisch“ (ebd.).

An dieser Stelle soll besonders die Bedeutung der inneren Offenheit nochmals hervorgehoben werden, denn das Südliche Bahnhofsviertel zeichnet sich meiner Meinung nach in besonderer Weise als ein Ort aus, der diese Qualität aufweist. Hier finden heterogene soziale und ökonomische Strukturen ihren Raum und ihre Nischen, die an manchen Stellen und in manchen Momenten nicht widersprüchlicher sein könnten. Diese gestalten, jede auf ihrer Weise, den Raum durch spezifische Praktiken, Bewegungen, Rhythmen und Raumeignungen mit. Gleichzeitig wirken sich jene spezifischen Raumformationen wiederum auf das Handeln und Wahrnehmen der Akteure im Viertel aus.

Meine Frage nach spezifischen Raumwahrnehmungen und -abgrenzungen, der ich im Viertel nachging, brachte klare Beschreibungen des Viertels zum Vorschein. Zwar unterschieden sich diese unter anderem entlang von Gruppenzugehörigkeiten, im Laufe meiner Feldforschungen kristallisierte sich dennoch ein gemeinsames Thema heraus: das Thema Urbanität. Die Frage, der ich also fortan nachging, lautete, was den Charakter von Urbanität auszeichnete und an welchen räumlichen und sozialen Merkmalen dieser im Viertel festgemacht wurde. Das Ergebnis war überraschend und zugleich in gewisser Weise bereits bekannt. Denn wie sich im späteren Abgleich der empirischen Ergebnisse mit theoretischen Abhandlungen zum Wesen von Großstädten herausstellte, glichen die Vorstellungen von Urbanität, die meine Gesprächspartner im Bezug auf das Südliche Bahnhofsviertel erwähnten klassischen Kategorien, die bereits von Theoretikern wie Louis Wirth oder Georg Simmel um die Wende des 20.

Jahrhunderts genannt wurden. Dazu zählten Dichte und Heterogenität (Louis Wirth) sowie Gleichgültigkeit und Distanziertheit (Georg Simmel). Darüber hinaus beinhalteten diese Vorstellungen Kategorien wie Lärm, Schmutz, Abgründigkeit und Unüberschaubarkeit welche typisch für das Bild der industriellen Großstadt des 19. Jahrhunderts waren. Dieses Bild ist also bis heute tief in unseren Vorstellungen von Urbanität verankert. Die Synthese all der einzelnen Elemente, durch die das Südliche Bahnhofsviertel von Bewohnern, Besuchern und Gewerbetreibenden charakterisiert wurde, ließ ein ganz eigenes Raumbild dieses Viertels entstehen, das sich vor allem durch seinen urbanen Habitus auszeichnet. Gleichzeitig gewann das Bild besonders in Form von Abgrenzungen gegenüber sozialen und räumlichen Strukturen, die einem Münchner Habitus von Schein, Aufgesetztheit und provinzieller Eigenart zugeordnet wurden an Prägnanz.

Besonders in der Heterogenität von sozialen und ökonomischen Strukturen, welche als ein Kennzeichen von Urbanität angebracht wurde, findet sich auch im Viertel eine innere Offenheit. In jener „unmittelbaren Sichtbarkeit und sinnlichen Erfahrbarkeit von Differenz liegt eine unersetzbare politische Bedeutung des öffentlichen Raums“ in der Stadt, wie Walter Siebel bemerkt (Siebel 2004: 32). Auch auf Grund dieser 'E Erfahrbarkeit von Differenz' konnte die europäische Stadt in ihrer Geschichte zu einem *innovativen Ort* werden, der Befreiung von „beengten politischen, ökonomischen und sozialen Verhältnissen“ versprach und sich so zur „Keimzelle westlicher Moderne“ entwickelte (ebd.: 14, 11).

Auch wenn sich die heterogenen Lebenswelten im Viertel nicht immer überschneiden, werden soziale Differenzen hier dennoch sinnlich erfahrbar und gewinnen eine Selbstverständlichkeit, die an anderen Orten Münchens fehlt. Aber zumindest über ein urbanes (und offenes) Zentrum verfügt München bereits, um ein *innovativer Ort* für die Zukunft zu sein.

## **7. Alphabetische Liste der namentlich erwähnten Interviewpartner**

### **a) Bewohner des Südlichen Bahnhofsviertels**

Frank	Student
Hasret	im Ruhestand
Katrin	berufstätig
Melida	im Ruhestand
Mike	Student
Monika	berufstätig
Ronja	Studentin
Sarah	Studentin
Velida	im Ruhestand

### **b) Mitwirkende des Kammerspielprojekts Munich Central**

Anna	Regisseurin
Emin	Regisseur
Lena	Künstlerin
Maike	Schauspielerin

### **c) Andere**

Amina	Im Viertel aufgewachsen, berufstätig
Alexander Miklosy	Vorsitzender des Bezirksausschusses Ludwigsvorstadt-Isarvorstadt

## Literatur

**Bahrddt, Hans Paul** (1998): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Opladen.

**Bauer, Richard** (1988): Prinzregentenzeit: München und die Münchner in Fotografien. München.

**Bauer, Richard** (2008) [2003]: Geschichte Münchens. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München.

**Bausinger, Hermann** (1985): Eröffnung des Berliner Volkskunde-Kongresses. In: Bausinger, Hermann/Kohlmann, Theodor (Hrsg.), Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung, Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin. Berlin, S. 7-10.

**Benkel, Thorsten** (2010): Vorwort: Das Bahnhofsviertel der Gesellschaft. In: Ders. (Hrsg.), Das Frankfurter Bahnhofsviertel: Devianz im öffentlichen Raum. Verfügbar unter: <http://www.springerlink.com/content/h7113077w342kx45/> (10.10.2010), S. 7-14.

**Benkel, Thorsten** (2010b): Die Sichtbarkeiten des Frankfurter Bahnhofsviertels. Ein soziologischer Rundgang. In: Ders. (Hrsg.), Das Frankfurter Bahnhofsviertel: Devianz im öffentlichen Raum. Verfügbar unter: <http://www.springerlink.com/content/h7113077w342kx45/> (10.10.2010), S. 15-101.

**Berking, Helmuth** (2008): Städte lassen sich an ihrem Gang erkennen. In: Berking, Helmuth/Löw, Martina (Hrsg.), Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt am Main u.a., S. 15-31.

**Berking, Helmuth/Löw, Martina** (Hrsg.) (2008): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt am Main u.a.

**Bourdieu, Pierre** (1987): Die feinen Unterschiede. Frankfurt am Main.

**Bourdieu, Pierre** (1997): Verstehen. In: Bourdieu, Pierre/Accardo, Alain (Hrsg.), Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz, S. 394-410.



**Bourdieu, Pierre/Accardo, Alain** (Hrsg.) (1997): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz.

**Duden Fremdwörterbuch** (1997). Wissenschaftlicher Rat der Dudenredaktion (Hrsg.), Mannheim.

**Dunkel, Franziska/Stramaglia-Faggion, Gabriella** (2000): Zur Geschichte der Gastarbeiter. München.

**Durkheim, Émile** (1981): Die elementaren Formen des religiösen Lebens. Frankfurt am Main.

**Egger, Simone** (2009): München Hauptbahnhof - Munich Central Station. Texte zu dem gleichnamigen Projekt mit Dörthe Bäumer, entstanden im Rahmen der Ausstellung "Crossing Munich. Bilder, Debatten und Orte der Migration in München" vom 10. Juli bis 15. September 2009 in der Rathausgalerie München.

**Flick, Uwe** (2006): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Hamburg.

**Geisen, Thomas** (2007): Der Blick der Forschung auf Jugendliche mit Migrationshintergrund. In: Geisen, Thomas/Riegel, Christine (Hrsg.), Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierungen im Kontext von Jugendkultur, Ethnizität und Geschlechtskonstruktionen. Wiesbaden, S. 27-59.

**Giddens, Anthony** (1983): A contemporary critique of historical materialism. Basingstoke u.a.

**Giddens, Anthony** (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Theorie und Gesellschaft. Frankfurt am Main u.a.

**Glaser, Barney/Strauss, Anselm** (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. New York.

**Goffman, Erving** (1973): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München.

**Götz, Irene/Huber, Birgit** u.a. (Hrsg.) (2010): Arbeit in neuen Zeiten. Münchner ethnographische Schriften; 7. München.

**Hannerz, Ulf** (1980): Exploring the City. Inquiries toward an Urban Anthropology. New York.

**Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter** (1997): Stadt und Urbanität. In: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, 51. Jahrgang, S. 293-307.

**Häußermann, Hartmut** (2000): Die Krise der "sozialen Stadt". Verfügbar unter: [http://www.bpb.de/publikationen/DUX6L3,0,Die\\_Krise\\_der\\_sozialen\\_Stadt.html](http://www.bpb.de/publikationen/DUX6L3,0,Die_Krise_der_sozialen_Stadt.html) (25.03.2011)

**Henckel, Dietrich/Herkommer, Benjamin** (2004): Gemeinsamkeiten räumlicher und zeitlicher Strukturen und Veränderungen. In: Siebel, Walter (Hrsg.), Die europäische Stadt. Frankfurt am Main, S. 52-66.

**Hengartner, Thomas** (1994): Der Bahnhof als Fokus städtischen Lebens? Überlegungen zu einem urbanen Phänomen par excellence. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 90, S. 187-206.

**Hengartner, Thomas** (2005): Zur Kulturanalyse der Stadtforschung. In: Götsch, Silke/Kaschuba, Wolfgang u.a (Hrsg.), Ort. Arbeit. Körper., Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen; 3. Münster u.a., S. 67-80.

**Herlyn, Ulfert** (2004): Zum Bedeutungswandel der öffentlichen Sphäre - Anmerkungen zur Urbanitätstheorie von H.P. Bahrdt. In: Siebel, Walter (Hrsg.), Die europäische Stadt. Frankfurt am Main, S. 121-130.

**Ipsen, Detlev** (2004): Babylon in Folge - wie kann der städtische Raum dazu beitragen, kulturelle Komplexität produktiv zu wenden? In: Siebel, Walter (Hrsg.), Die europäische Stadt. Frankfurt am Main, S. 253-269.

**Ipsen, Detlev** (2006): Ort und Landschaft. Wiesbaden.

**Kaschuba, Wolfgang** (2006): Einführung in die europäische Ethnologie. München.

**Knecht, Michi/Nidermüller Peter** (1998): Stadtethnologie und die Transformationen des Städtischen. Eine Einleitung. In: Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge, 17, S. 3-13.

**Kohl, Karl-Heinz** (1993): Ethnologie - die Wissenschaft vom kulturell Fremden. München.

**Korff, Gottfried** (1985): Mentalität und Kommunikation in der Großstadt. Berliner Notizen zur "inneren Urbanisierung". In: Bausinger, Hermann/Kohlmann, Theodor (Hrsg.), Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung, Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin. Berlin, S. 343-361.

**Kosnick, Kira** (2010): Begegnung mit „Fremden“: Reizmomente des urbanen Lebens. Verfügbar unter: <http://www.forschung-frankfurt.uni-frankfurt.de/dok/2010/2010-2/02Kosnick.pdf> (15.02.2011)

**Kreppel, Dagmar** (2009): Bilder vom Münchner Hauptbahnhofsviertel. Perspektiven des Projekts „Südliches Bahnhofsviertel“. Unveröffentlichte Masterarbeit. Vorgelegt am Münchner Institut für Volkskunde/Europäische Ethnologie.

**Kulturgeschichtspfad**: Kulturgeschichtspfad durch die Ludwigsvorstadt – Isarvorstadt. Herausgegeben vom Kulturreferat der Landeshauptstadt München. Verfügbar unter: <http://www.muenchen.de/kgp> (12.11.2010)

**Lee, Martyn** (1997): Relocation Location: Cultural Geography, the Specificity of Place and the City Habitus. In: McGuigan, Jim (Hrsg.), Cultural methodologies. London u.a., S. 126-141.

**Lefèbvre, Henri** (2000) [1974]: The production of space. Oxford u.a.

**Lindner, Rolf** (1981): Die Angst des Forschers vor dem Feld. In: Zeitschrift für Volkskunde. Halbjahresschrift der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, 77, S. 51-66.

**Lindner, Rolf** (2003): Der Habitus der Stadt - ein kulturgeographischer Versuch. In: Petermanns geographische Mitteilungen, 147; 2, S. 46-53.

**Lindner, Rolf** (2004): Walks on the wild side. Eine Geschichte der Stadtforschung. Frankfurt am Main u.a.

**Lindner, Rolf** (2007): Die Entdeckung der Stadtkultur. Frankfurt u.a.

**Lindner, Rolf** (2008): Textur, imaginaire, Habitus - Schlüsselbegriffe der kulturanalytischen Stadtforschung. In: Berking, Helmuth/Löw, Martina (Hrsg.), Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Frankfurt am Main u.a., S. 83-94.

**Lindner, Rolf** (2008b): Die kulturelle Textur der Stadt. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 104, S. 137-142.

**Lindner, Rolf/Moser, Johannes** (2006): Ethnographische Erkundungen (in) einer Residenzstadt. In: Dies. (Hrsg.), Dresden. Ethnographische Erkundungen einer Residenzstadt, Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde; 16. Leipzig, S. 11-34.

**Lindner, Rolf/Musner, Lutz** (2005): Kulturelle Ökonomien, urbane „Geschmackslandschaften“ und Metropolenkonkurrenz. In: Informationen zur modernen Stadtgeschichte (IMS), 1, S. 26-37.

**Lofland, John** (1979): Feld-Notizen. In: Gerdes, Klaus (Hrsg.), Explorative Sozialforschung. Stuttgart, S. 110-120.

**Löw, Martina** (2008b): Soziologie der Städte. Frankfurt am Main.

**Löw, Martina** (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main.

**Löw, Martina/Steets, Silke** u.a. (Hrsg.) (2008): Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie. Opladen u.a.

**Moser, Johannes** (2006): Distinktion und Repräsentation. Dresden - die "schöne" Stadt. In: Hengartner, Thomas/Moser, Johannes (Hrsg.), Grenzen und Differenzen. Zur Macht sozialer und kultureller Grenzziehungen. In: Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde; 17. Leipzig, S. 103-122.

**Moser, Johannes** (2006b): Die gläserne Manufaktur. Firmenauftritt und/oder Paradigma Dresdner Selbstinszenierung. In: sinn-haft 20. Themenheft: City Contest. Neuformulierungen des urbanen Raums, S. 49-59.

**Moser, Johannes/Egger, Simone** (2010): Vom Glück eine schöne Stadt zu sein. Zur Ästhetik von Elbflorenz und Isarathen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 106, S. 91-104.

**Muckel, Petra** (2007): Die Entwicklung von Kategorien mit der Methode der Grounded Theory. In: Mey, Günter/Mruck, Katja (Hrsg.), Grounded theory reader. Historical social Research; 19. Köln, S. 211-231.

**Musil, Robert** (1957): Der Mann ohne Eigenschaften. Hamburg.

**Musner, Lutz** (2009): Der Geschmack von Wien. Kultur und Habitus einer Stadt. Frankfurt am Main u.a.

**Neckel, Sighard** (2009): Felder, Relationen, Ortseffekte: Sozialer und physischer Raum. In: Csáky, Moritz/Leitgeb, Christoph (Hrsg.), Kommunikation- Gedächtnis-Raum: Kulturwissenschaften nach dem „spatial Turn“. Bielefeld, S. 45-55.

**Park, Robert Ezra** (1997) [1925]: The City. Suggestions for Investigation of Human Behavior in the Urban Environment. Chicago.

**van der Ree, Dieteke** (2000): Hat die Stadt ein Gedächtnis? Bemerkungen zu einer schwierigen Metapher. In: Kokot, Waltraud/Hengartner, Thomas u.a. (Hrsg.), Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. Berlin, S. 166-188.

**Reichert, Jo/Norbert Schröer** (1994): Erheben, Auswerten, Darstellen. Konturen einer hermeneutischen Wissenssoziologie. In: Schröer, Norbert (Hrsg.), Interpretative Sozialforschung. Opladen, S. 56-84.

**Rolshoven, Johanna** (1993): Der Blick aufs Meer. Facetten und Spiegelungen volkscundlicher Affekte. In: Zeitschrift für Volkskunde, 89, S. 191-212.

**Rolshoven, Johanna** (2003): Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: Zeitschrift für Volkskunde, 99, S. 189-213.

**Schäfers, Bernhard** (2009): Entwicklung und Selbstverständnis der europäischen Stadt. In: Quenzel, Gudrun (Hrsg.), Entwicklungsfaktor Kultur. Studien zum kulturellen und ökonomischen Potential der europäischen Stadt. Bielefeld, S. 25-38.

**Schmidt-Lauber, Brigitta** (2001): Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Göttisch, Silke/Lehmann, Albrecht (Hrsg.), Methoden der Volkskunde, Ethnologische Paperbacks. Berlin, S. 165-186.

**Selle, Klaus** (2004): Öffentliche Räume in der europäischen Stadt - Verfall und Ende oder Wandel und Belebung? Reden und Gegenreden. In: Siebel, Walter (Hrsg.), Die europäische Stadt. Frankfurt am Main, S. 131-145.

**Siebel, Walter** (2004): Einleitung: Die Europäische Stadt. In: Ders. (Hrsg.), Die europäische Stadt. Frankfurt am Main, S. 11-50.

**Simmel, Georg** (1903): Die Großstädte und das Geistesleben. Dresden.

**Spiegel, Erika** (1998): Dichte. In: Häußermann, Hartmut (Hrsg.), Großstadt. Soziologische Stichworte. Opladen, S. 39-47.

**Strübing, Jörg** (2002): Just do it? Zum Konzept der Herstellung und Sicherung von Qualität in grounded theory basierten Forschungsarbeiten. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie; 2, 318-342.

**Venturi, Marco** (2004): Die posteuropäische Stadt in Europa. In: Siebel, Walter (Hrsg.), Die europäische Stadt. Frankfurt am Main, S. 105-111.

**Weber, Max** (1922): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen.

**Welz, Gisela** (1996): Inszenierung kultureller Vielfalt. Frankfurt am Main u.a.

**Wildner, Katrin** (1995): "Picturing the City". Themen und Methoden der Stadtethnologie. In: Kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 8, S. 1-23.

**Wirth, Louis** (1938): Urbanism as a way of life. In: The American journal of sociology, 44, S. 1-24.

**Woelk, Wolfgang/Vögele, Jörg** (Hrsg.) (2000): Stadt, Krankheit und Tod. Geschichte der städtischen Gesundheitsverhältnisse während der epidemiologischen Transition (vom 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert). Berlin.

**Yildiz, Erol** (2009): Migration bewegt die Stadt. In: Bayer, Natalie/Engl, Andrea u.a. (Hrsg.), Crossing Munich. Beiträge zur Migration aus Kunst, Wissenschaft und Aktivismus. München, S. 20-24.

**Yildiz, Erol** (2009b): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Von der hegemonialen Normalität zu den Niederungen des Alltags. In: Hess, Sabine/Binder, Jana u.a. (Hrsg.), No integration?!, Kultur und soziale Praxis. Bielefeld, S. 153-167.

## **Quellen**

### **Zeitungsartikel**

**Anonymus<sup>1</sup>** (2010): Ateliers in München Kunst zwischen Obstkisten und Straßenlärm. In: Bayerischer Rundfunk Online vom 05.10.2010. Verfügbar unter: <http://www.br-online.de/kultur/kunst/ateliers-in-muenchen-DID1285940648221/goethestrasse-34-ateliers-gap-ID1286265471775.xml> (07.03.2011)

**Cadenbach, Christoph** (2009): Die 'Anti-München-Kolumne'. In: Süddeutsche Zeitung Online. Verfügbar unter: <http://sz-magazin.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/29030> (07.03.2011)

**Honsell, Johannes** (2008): Die Geschichte von Haidhausen. Vom Armenhaus zum In-Viertel. In: Süddeutsche Zeitung Online vom 07.10.2008. Verfügbar unter: <http://www.sueddeutsche.de/muenchen/die-geschichte-von-haidhausen-vom-armenhaus-zum-in-viertel-1.519470> (07.03.2011)

**Käppner, Joachim** (2010): Thilo Sarrazin: Umstrittenes Buch. Tage des Zorns. In: Süddeutsche Zeitung Online vom 31.08.2010. Verfügbar unter: <http://www.sueddeutsche.de/politik/2.220/thilo-sarrazin-tage-des-zorns-1.994177> (21.02.2011)

**Schmidt, Wally/Wimmer, Susi** (2010): "Kipp mir jetzt bloß nicht weg". In: Süddeutsche Zeitung Online 18.03.2010. Verfügbar unter: <http://www.sueddeutsche.de/muenchen/drogenszene-am-sendlinger-tor-kipp-mir-jetzt-bloss-nicht-weg-1.8610> (12.10.2010)

**Stark, Julia** (2008): Ludwigsvorstadt. Viel besser als sein Ruf. In: Wochenanzeiger Münchner Zentrum Online vom 25.11.2008. Verfügbar unter: <http://www.wochenanzeiger.de/article/82608.html> (08.01.2011)

**Stöcker, Christian** (2010): Wie die Privatsphäre erodiert. In: Spiegel Online 14.05.2010. Verfügbar unter: <http://www.spiegel.de/netzwelt/netzpolitik/0,1518,694388,00.html> (26.02.2011)

**Rühle, Alex** (2010): Probebohrungen im Biotop. In: Süddeutsche Zeitung Online vom 05.06.2010. Verfügbar unter: <http://www.sueddeutsche.de/muenchen/projekt-munich-central-probebohrungen-im-biotop-1.954141> (15.07.2010).

### **Internetquellen**

**Bahnhofsviertel München:** Internetauftritt des Pilotprojekts Südliches Bahnhofsviertel, des Stadtteilvereins Südliches Bahnhofsviertel e.V. und des Quartiersmanagements. Verfügbar unter: <http://www.bahnhofsviertel-muenchen.de/> (07.02.2011)

**Bezirksausschuss 2:** Internetauftritt des Bezirksausschusses 2 der Landeshauptstadt München. Verfügbar unter: <http://www.muenchen.info/ba/02/index.html> (07.02.2011)

**dgv:** Internetauftritt der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Informationen zu einzelnen Tagungen. Verfügbar unter: <http://www.d-g-v.org/tagungen/index.html> (15.02.2011)

**g34:** Informationen über das Netzwerk g34. Verfügbar unter: [www.jakobbader.de/pdfs/0310OffArchplus.pdf](http://www.jakobbader.de/pdfs/0310OffArchplus.pdf) (03.03.2011)

**Heinrich Böll Stiftung:** Zur Definition der Bezeichnung 'zweite Generation'. Verfügbar unter: [http://www.migration-boell.de/web/migration/46\\_1273.asp](http://www.migration-boell.de/web/migration/46_1273.asp) (03.03.2011)

**Import Export Bar:** Internetauftritt der Import Export Bar. Verfügbar unter: <http://www.import-export.cc/about-import.html> (23.10.2010)



**Initiative für Zivilcourage<sup>1</sup>:** Veranstaltungshinweis der Initiative für Zivilcourage in der Import Export Bar. Verfügbar unter: [http://www.import-export.cc/di.-14.12.10-veranstaltung-zur-prek%C3%A4ren-situation-migrantischer-arbeiter\\_innen-in-m%C3%BCnchen--+-live-konzert.html](http://www.import-export.cc/di.-14.12.10-veranstaltung-zur-prek%C3%A4ren-situation-migrantischer-arbeiter_innen-in-m%C3%BCnchen--+-live-konzert.html) (02.03.2001)

**Initiative für Zivilcourage<sup>2</sup>:** Informationen zur Initiative für Zivilcourage e.V. Verfügbar unter: <http://werkvertrag.antira.info/initiative-fur-zivilcourage/> (02.03.2011)

**Munich Central:** Internetauftritt des Projekts Munich Central der Kammerspiele. Verfügbar unter: <http://www.munich-central.de> (15.06.2010)

**Schumacher-Gebler:** Internetauftritt der Buchdruckereri Schuhmacher-Gebler. Verfügbar unter: <http://www.schumachergebler.com> (13.02.2011)

**Stadtmarketingpreis:** Informationen zum Stadtmarketingpreises. Verfügbar unter: <http://www.stadtmarketingpreis.de> (20.02.2011)

**Stadtportal<sup>1</sup>:** Informationen zur Ludwigsvorstadt-Isarvorstadt. Verfügbar unter: <http://www.muenchen.de/verticals/Stadtteile/Ludwigsvorstadt/333977/ludwigsvorstadtlage.html> (20.02.2011)

**Stadtportal<sup>2</sup>:** Informationen zum Glockenbachviertel. Verfügbar unter: [http://www.muenchen.de/verticals/GastroGuide/Specials/Das\\_Glockenbachviertel/244863/index.html](http://www.muenchen.de/verticals/GastroGuide/Specials/Das_Glockenbachviertel/244863/index.html) (28.02.2011)

**Stadtportal<sup>3</sup>:** Informationen zur Münchner Freiheit. Verfügbar unter: <http://www.muenchen.de/Tourismus/Sehenswuerdigkeiten/Plaetze/346629/muenchnerfreiheit.html> (28.02.2011)

**Stadtportal<sup>4</sup>:** Informationen zur Theatinerstraße. Verfügbar unter: <http://www.muenchen.de/verticals/ShoppingGuide/Shopping-Meilen/189885/theatinerstrasse.html> (23.02.2011)

**Stadtportal<sup>5</sup>:** Informationen zum Lehel. Verfügbar unter: <http://www.muenchen.de/verticals/Stadtteile/Lehel/333461/lehelstadtteilbild.html> (16.03.11)

**Stadtportal**<sup>6</sup>: Informationen zur Briener- und Maximilianstraße. Verfügbar unter: <http://www.muenchen.de/verticals/ShoppingGuide/Shopping-meilen/185274/02maximilianstrasse.html> (19.03.2011).

**Statistisches Amt München**: Internetauftritt des Statistischen Amtes München. Verfügbar unter: <http://www.muenchen.de/Rathaus/dir/statistik/ueberblick/125511/index.html> (06.03.2011)

**Werner&Söhne**: Internetauftritt der Lampenschirmwerksatt M. Werner & Söhne GbR. Verfügbar unter: <http://www.lampen-werner.de> (01.02.2011)

**Wirtschaftslexikon**: Zur Definition von 'Großstadt'. Verfügbar unter <http://wirtschaftslexikon.gabler.de/Definition/grossstadt.html> (25.03.2011)

### **Dokumente und Veranstaltungshinweise**

**Flächennutzungsplan**: Digitaler Flächennutzungsplan der Landeshauptstadt München, Referat für Stadtplanung und Bauordnung. Verfügbar unter <http://www.fnp-muenchen.de/>. (15.01.2011).

**Mediation am Gärtnerplatz**: Bericht über die Auftaktveranstaltung zur Mediation am Gärtnerplatz am September 2010. Verfügbar unter: [http://www.muenchen.info/ba/02/20100915\\_Protokoll\\_Mediation\\_Gaertnerplatz.pdf](http://www.muenchen.info/ba/02/20100915_Protokoll_Mediation_Gaertnerplatz.pdf) (24.02.2011)

**Programm Munich Central**: Verfügbar unter: <http://www.munich-central.de> (20.06.2010)

**Sondernutzungsrichtlinien**: Informationen zu den Richtlinien für Sondernutzungen an öffentlichen Straßen der Landeshauptstadt München vom 18.03.2009. Verfügbar unter: [http://www.muenchen.info/dir/recht/A\\_Sondernutzungsrichtlinien/A\\_Sondernutzungsrichtlinien\\_20100324.pdf](http://www.muenchen.info/dir/recht/A_Sondernutzungsrichtlinien/A_Sondernutzungsrichtlinien_20100324.pdf) (17.03.2011)

**Sperrbezirksverordnung**: Informationen zur Sperrbezirksverordnung. Verfügbar unter: <http://www.muenchen.de/Rathaus/kvr/ordnung/sperrbezirk/38476/index.html> (15.03.2011)

**Stadtraumerkundungen:** Programm verfügbar unter: <http://www.munich-central.de>  
(24.06.2010)

**Workshopankündigung:** Verfügbar unter: <http://www.munich-central.de> (30.06.2010)